

Allgemeine Literaturzeitung

Nro. 62.

Dienstag, den 3. August

1813.

Heilkunde.

(Medicinische Zeitschrift.)

Medicinische Jahrbücher des k. k. österreichischen Staates, Herausgegeben von den *Directoren und Professoren des Studiums der Heilkunde* an der Universität zu Wien. II. B. erstes Stück. Wien 1813. Bey *Kupffer und Wimmer*. 180 S. in gr. 8. (I. L.)

Längst schon fühlte man das dringende Bedürfnis einer Zeitschrift, welche sich mit der actenmäßigen Darstellung der gesetzlichen Einrichtung der medicinischen Studien- und des Sanitäts-Wesens im österreichischen Staate beschäftigt, und die Entwicklung der Geschichte der Krankheits-Constitutionen verschiedener Perioden, der mehr oder weniger allgemein vorkommenden Krankheiten und Viehseuchen zugleich mit der Darlegung einer Übersicht der inländischen Literatur aus dem Gebiete der Heilkunde und ihrer Hilfswissenschaften, zur besondern Aufgabe gemacht hätte. Diesem Bedürfnisse abzuhefen sind die vorliegenden Jahrbücher bestimmt, und diesen Zweck werden sie auch sicher erreichen, wenn anders die Ausführung dem Plane entspricht und der reichhaltige Stoff immer durch Männer, die einem so wichtigen Werke gewachsen sind, bearbeitet wird. Dafs dieses hier der Fall sey, dürfte um so weniger einem Zweifel unterliegen, als diese Zeitschrift von dem medicinischen Lehrkörper der Wiener-Universität, der seinen alten Ruhm, eine gründliche Pflege der Wissenschaft und Kunst bis in die neueste Zeit zu behaupten gewußt hat, herausgegeben wird; und selbe insbesondere durch die Unterstützung der Regierung in den Stand gesetzt ist, hinsichtlich der im Medicinalwesen ge-

Achtes Heft.

troffenen Staatseinrichtungen, über allen Zweifel erhabene, fortgesetzte, gründliche Notizen zu liefern.

So hat auch der erste Band dieser Zeitschrift, obwohl sich dem Anfange aller Unternehmungen von jeher Schwierigkeiten entgegen zu thürmen pflegen, nach der individuellen Ansicht des Rec. dem Zwecke im Allgemeinen entsprochen. Es wurden nicht allein die ausübenden Ärzte durch die Mittheilung gemachter Entdeckungen und Erfahrungen in nähere Berührung gesetzt, hiedurch neue Ideen geweckt, und ein rühmlicher Eifer in Ausübung der Kunst angeregt; durch die actenmäßige Darlegung mancher im Sanitätsfache erschienenen Verordnungen die unentbehrliche Kenntniss derselben erleichtert und mehr verbreitet, sondern auch die Wissenschaft selbst konnte nicht anders als durch eine Anstalt gewinnen, welche die gelehrten Ärzte Österreichs zur literarischen Thätigkeit öffentlich einlud und durch das Beyspiel der Vorsteher mehr als aufmunterte. Nach diesen kurzen Bemerkungen über den aus vier Heften bestehenden ersten Band der medicinischen Jahrbücher, welchen näher zu beurtheilen der Raum dieser Blätter nicht gestattet, wendet sich Rec. zur Anzeige des vorliegenden ersten Hefes des zweyten Bandes nach der Ordnung der in demselben vorkommenden Gegenstände.

I. *Studium der Heilkunde*. Die Anstellung eines eigenen Prosectors für das anatomisch-pathologische Museum, die Creirung von Doctoren der Chemie, die Anstellung eines Zöglings für die botanische Gartenkunst und besonders die Errichtung einer stehenden Klinik für Augenranke, so wie die Beförderung des um die oberste Sanitäts- und Studien-Leitung sehr verdienten Hrn. Hofrathes *Stift* zum wirklichen Staats- und Conferenz-Rathe, und jene des in medicinischen Studien- und Sanitäts-Angelegenheiten bey den Hofstellen referirenden Hrn. Baron von *Turkheim* zum ersten Vice-Director und wirklichem n. ö. Regierungsrathe — beweisen

sen neuerdings die stete Aufmerksamkeit Sr. Majestät auf Beförderung der Künste und Wissenschaften und insbesondere auf weitere Vervollkommnung des Studiums der Heilkunde und ihrer Hülfzweige.

II. *Sanitäts-Wesen.* Unter andern auf diesen Gegenstand Bezug habenden Verordnungen ist vorzüglich der Verbot, in allen weiblichen Erziehungsanstalten Schnürbrüste zu tragen, bemerkenswerth, da die neuerdings eingerissene Wuth, eine schöne Taille auf Kosten der Gesundheit zu erzwingen, die Erneuerung dieses Sanität-Gesetzes veranlafte. — Der im nächsten Stücke versprochenen Beendigung des schon in frühern Heften und hier neuerdings abgebrochenen Unterrichts über *das Benehmen bey Viehseuchen* sieht Rec. begierig entgegen. Unstreitig verdiente dieses, wenn auch den Sanitäts-Beamten nicht unbekanntes Elaborat, in diesen Jahrbüchern einen Platz; denn Rec. ist überzeugt, daß dieser gründliche mit vieler Sachkenntniß bearbeitete Unterricht, der sich überdies noch durch Genauigkeit und Klarheit auszeichnet, bey seiner allgemeinen Verbreitung auch außerhalb dem ämtlichen Wege, in dem so wichtigen Gebiete der Thierheilkunst großen Nutzen stiften werde.

III. *Abhandlungen und Aufsätze aus dem Gebiete der Natur und Heilkunde.* Merkwürdig und für jeden Naturkundigen interessant ist die ämtliche Untersuchung und Äußerung über den *sausenden Zúgó* oder den *brennenden Egö-kút* im Großfürstenthume Siebenbürgen.

Einige Nachrichten und Bemerkungen über die warmen Bäder in Piestan, von dem würdigen Hrn. Regierungsrathe und Professor Prochaska tragen zur nähern Kenntniß und Empfehlung dieses Wassers bey, und sind besonders Liebhabern derselben wichtig; so wie die von Hrn. Professor Freyherrn von Jacquin und seinem Adjuncten Dr. Scholz unternommene Analyse jedem Naturforscher nicht anders als angenehm und willkommen seyn kann. Hr. Regierungsrath und Professor Prochaska sah in einigen Fällen von Lähmung besonders schnelle Wirkung nach dem Gebrauche dieser Bäder erfolgen.

Beiträge zur Theorie der Heilkunde von Ph. K. Hartmann. Der Zweck dieser Aufsätze ist festere Begründung einer wahren Theorie der Heilkunde. Der Anfang ist mit der Kritik der Methode des Theoretisirens sehr angemessen gemacht, und da alles bisherige Theoretisiren theils als unzulänglich, theils als einseitig, schwankend oder grundlos getadelt und verworfen wird, so erwarten wir allerdings mit Begierde die Ansichten des philosophischen Hrn. Verfs. über eine richtigere Methode des Theoretisirens. Gewiß wird er, der diesen

mit Scharfsinn und seltner Gründlichkeit eingeleiteten Untersuchungen nur den bescheidenen Namen der *Beiträge* gab, und der bey der strengen Würdigung der *Fichte'schen* und *Schelling'schen* Ansichten dennoch nirgends den parteylosen und unbefangenen Blick des besonnenen Beobachters verläugnet, sich nicht zur eigentlichen Begründung einer Theorie in einer Zeit herbeylassen wollen, wo die schnellen Sprünge der Speculation, das unruhige nimmer mit sich zufriedene Streben nach den letzten Grundsätzen des Wahren, beynahe klar und deutlich anzuzeigen scheinen, daß wir uns nur in einer wissenschaftlichen Vorbereitungsschule für eine ferne Zukunft befinden, die vielleicht mit geringem Aufwande der Kraft, Resultate gewinnen wird, die diesem Zeitalter der innern und äußern Stürme, zu erreichen unmöglich seyn müssen. Daß es aber eben so verdienstlich sey, auf die Fehler voreilig aufgebauten und hastig ergriffener Systeme aufmerksam zu machen, und junge Ärzte dadurch von einer gefährlichen Einseitigkeit zu bewahren, als es auf der andern Seite jedem erlaubt seyn muß, seine eigenen Ideen zu entwickeln, und die gute Sache der Wissenschaft nach Vermögen zu fördern, wird Niemand in Zweifel ziehen können, der mit dem gelehrten Hrn. Verf. die auf die Natur der Sache selbst gegründete Überzeugung nährt, daß die ausübende Kunst des Arztes ohne Theorie, aus welcher sie, wie aus dem Fundamente sich herausbilden muß, nichtig sey. Doch zeigt uns die Erfahrung unserer Tage, daß selbst bey noch nicht durchaus begründeter Wissenschaftlichkeit der Heilkunde, einzelne Zweige derselben vortrefflich ausgebildet sind, daß zugleich eine nicht geringe Anzahl der Ärzte sich vorfindet, die in einer sich gleichbleibenden Verfabrungsweise bey Behandlung der Krankheiten durchaus einen festen Mittelpunkt der Speculation verrathen; und dieses, glaubt Rec., dürfte uns über die eigenthümliche Art und Weise selbst belehren, in welcher auf den ausübenden Arzt die Wissenschaft zu wirken, und ihn zu leiten pflegt. Er geht nämlich, *was jene letzten Punkte des Forschens betrifft*, wo die Heilkunde unmittelbar mit der Lehre der Philosophie über das Daseyn sich vereinigt, gewöhnlich nicht von jenen mühsamen *Forschungen* aus, welche die Philosophie selbst charakterisiren, sondern vielmehr von *Ueberzeugungen*, die freylich zuletzt Resultate früheren Nachdenkens sind, aber ohne immer rein wissenschaftlich begründet zu seyn. Er knüpft an diese ersten Überzeugungen sein weiteres Forschen sowohl, als insbesondere sein practisches Verfahren. Jedem denkenden Arzte wird auf diese Weise ein eigenthümliches System, welchem gemäß er die Krankheit in ihren mannigfaltigen Äußerungen be-

trachtet und behandelt; und er wird oft um so glücklicher seyn, je weniger er sich den Überblick durch die zu strenge gezogenen Schranken des Systems gehemmt, und die freye Wirksamkeit der ausübenden Kunst, die oft augenblicklich Hülfe leisten, und zur schnellen Thathandlung bereit seyn soll, durch die Verwöhnung an den bedächtigen zaudernden Gang der Reflexion gelähmt hat.

IV. *Literatur.* Folgende vaterländische Schriften werden hier in einem Auszuge angezeigt und zum Theile auch beurtheilt: *Pharmacopoea austriaca.* Wien 1872 — *Disquisitio anatomico-physiologica organismi corporis humani etc. Auctore Georgio Prochaska etc.* — *Joh. Adam Schmidl's Prolegomena zur allgemeinen Therapie und materia medica.* Wien 1812 — *J. N. Rusi's Helkologie, oder über die Natur-Erkenntniß und Heilung der Geschwüre.* Wien 1811 (da das hierüber Gesagte weder eine Recension noch eine vollständige Anzeige genannt werden kann, sondern bloß einzelne Sätze abgerissen und noch dazu unvollständig, ja sogar unrichtig und dem Originale nicht treu hingestellt sind, so glauben wir einer Antikritik, der Reichhaltigkeit des gegebenen Stoffes ungeachtet, um so mehr überhoben zu seyn, als andere kritische Tribunale des In- und Auslandes dieses Werk aus einem ganz andern Gesichtspuncte betrachtet, und schon längst gewürdigt haben.) *Joseph Edler von Portenschlag-Ledermayer d. ä. über den Wasserkopf.* u. s. w. Wien 1812.

V. *Miscellen.* Diese enthalten zuvörderst einige unsanfte Berichtigungen über Äußerungen in der med. chir. Zeitung von Salzburg aus den Recensionen über *Edlen von Rudtorffers* Abriss der speciellen Chirurgie, und über die erstern Hefte dieser Jahrbücher.

Den Beschluß dieses Stückes machen Bemerkungen über eine in den Göttingischen gelehrten Anzeigen (176 St. den 3. Nov. 1810) befindliche Recension eines geburtshülflichen *Assalinischen* Aufsatzes. Diese Bemerkungen, die mit einer dem Gegenstande angemessenen Satyre gewürzt sind, flossen aus der geübten Feder des Hrn. Prof. *Boër.* Sie sind gründlich, aber scharf und in einer jovialen Laune niedergeschrieben.

D. *Rusi.*

Geschichte.

3. *Rerum ab Alexio I., Joanne Manuele et Alexio II. Comnenis Romanorum Byzantinorum Imperatoribus gestarum libri quatuor etc.*

(Beschluß.)

Nro. 3 ist eine Abhandlung über die Geschichte der Comnenen in vier Büchern, wovon aber nur der Inhalt der beyden letzten, welche die Periode der ersten Kreuzzüge umfassen, mit der Geschichte derselben zusammen fällt. Der Hr. Verf., welcher durch diese Abhandlung den darauf ausgesetzten Preis der dritten Classe des kaiserlichen Institutes erhielt, hat damit mehr geleistet, als dieses durch seine Frage verlangte, und wenn Werke von solcher Ausdehnung (630 Seiten, gr. 8.) die Grenzen eines Memoires, wodurch akademische Fragen beantwortet werden sollen, überschreiten, so sind dieselben doch ein um so größeres Gewinn für die Wissenschaft. Die Vorrede zählt die benutzten Schriftsteller auf, sowohl die Byzantiner als die mit ihnen verglichenen der *Normanen, Wilhelm von Appulien, Romuald, Hugo Falkland* und andere bey *Muratori*; der *Italiener: Andrea Dandolo, Caffari, Buoncampagna, der Kreuzfahrer und Orientalen.* Von diesen letzten standen dem Verf. außer den bekannten drey gedruckten Geschichten von *Elmakin, Abulfaradsch* und *Abulfeda,* keine andern Quellen zu Gebot. Von den Byzantinern benutzte er *Anna,* die Tochter des *Alexis,* und ihren Gemahl *Nicephor Bryennius, Zonaras, Glycas, Cinnamus* und *Nicetas,* zu denen allenfalls noch *Joel* als der siebente genannt werden könnte, dessen Chronik vor der des *Glycas* wenigstens den Vorzug der Gleichzeitigkeit hat. Die ersten beyden Bücher, welche die Hälfte des Werkes ausmachen, handeln sehr umständlich von dem Ursprunge der Familie der Comnenen und von *Alexis* Thaten, vor und nach erlangter Kaiserwürde. Von seinen Kriegen im Innern des Reichs wider *Bryennius* und *Basilakes,* und wider die äußeren Feinde, wie *Robert Guiscard* und seine Normanen, wider die Türken und Petschineghen, die er meistens durch Kriegslisten besiegte, die ihn schon als Feldherrn charakterisirten, wie später seine listige Politik auf dem Throne. Da die Strategie angeführt werden, womit er über *Basilakes* und *Bryennius* siegte, über den ersten, indem er sein mit Lampen angefülltes Lager nächtlicher Weile verließ, über den zweyten, indem er durch das gefangene Pferd des *Bryennius* dem Gerüchte, daß er gefallen sey, Glauben verschaffte, so wäre auch die Erwähnung von ein Paar andern strategischen

Kunstgriffen, deren er sich gegen die Normannen und gegen die Türken bediente, hier an ihrem Platze gewesen. Gegen *Boemund* sann er leichte nur mit vier Lanzen bewaffnete Wägen aus, die ihm aber nicht viel nützten, weil sein Stratagem verrathen ward. Desto mehr nützte ihm aber seine wider die Türken gebrauchte Kriegslist, als er von ihnen auf dem Schloß von *Tsorles* (*Tschorli*) belagert ward. Er ließ nämlich von der Höhe Wagenräder hinabrollen, welche die feindlichen Schaaren in der Ebene in die Unordnung brachten, so daß er sie leicht in die Flucht trieb. Mit List (indem er die deutsche Garde bestach) bahnte er sich den Weg in die Hauptstadt, und nachdem er Besitz von dem Thron genommen, suchte er den Clerus nicht nur durch ausgeschriebene Fasten und Bußtage, sondern auch durch eine Versammlung zu gewinnen, deren ebenfalls (als ganz besonders charakteristisch für seine zur Gleifsnerey sich hinneigende Listigkeit) näher hätte gedacht werden können. Er klagte sich nämlich vor den versammelten Mönchen vieler Fehler an, und beehrte von ihnen eine mit seinen Sünden verhältnißmäßige Buße, indem er wohl wußte, daß sie ihm Nichts als Beten und Fasten auflegen würden. Dieser Geist der List und der Verstellung, der die ganze Regierung des *Alexis* so vorzüglich charakterisirt, verließ ihn auch auf dem Todbette nicht, wo er ein halsstarriges Stillschweigen beobachtete, um die Krone lieber seinem Sohne *Johannes*, als seinem Eidam *Bryennius* zu hinterlassen. Die Kaiserin, die sich zu Gunsten des letztern verwendet hatte, rief voll Unwillen aus: So wirst du sterben wie du gelebt, immer voll Verstellung! Wie die Verstellung liebte er auch die *Vorstellung* oder Repräsentation, und die Einsetzung neuer Würden und Titel, mit der er sich gleich nachdem er den Thron bestiegen, beschäftigte, sind der größte Beweis davon. Außer dem *Nobilissimos* und *Hyperperilampros*, dem *Despoten* und *Cäsar* gab es nun noch einen *Sebastos*; *Protosebastos*, *Panhyperebastos* und *Sebastokrator*, welche die Stufenreihe bis zum *Basilevs* oder Kaiser ausfüllten.

Sehr lehrreich ist das neunte und zehnte Kapitel des ersten Buches über den Ursprung der Türken. Die von den Byzantinern grausam verstümmelten Namen ihrer Fürsten werden hier wieder zu ihrer wahren Aussprache zurückgeführt, und die Personen der byzantinischen Geschichtschreiber mit denen der orientalischen confrontirt und identificirt. *Ταργουβελαντζή* ist *Togrulbegh*, *Πισσαριος* *Bessassiri*, *Μακρίδ* *Michael*, *Καϊμιαμρίλλαν* *Kaimbiemrillah*, der Chalife. Daß die *Καβραγοι* hier keine Nation vorstellen, sondern nur die Heerführer der Araber, ist wie der Hr. Verf. mit Anziehung einer Stelle aus *Abulfeda* bemerkt, außer allem

Zweifel. Auch als die Franzosen Ägypten besetzt hielten, hießen die Obergenerale *Kleber* und *Menou* bey den Arabern nie anders als *Alkebir*, und *Bonaparte*, *Sultanol-Kebir* der *Grossultan*. Eben so ist der *Σιαυος* den der Sultan *Melekschah* an *Alexis* schickte (*Siausium* *quandam ad Alexium misisse*), wohl kein eigener Name, sondern ein *Tschausch*, welche von den ältesten türkischen Fürsten als Gesandte geschickt wurden, wie von den Osmanen in den ersten Jahrhunderten ihres Reichs. Diese *Tschauschen* finden sich auch (siehe *Abulfeda*) an dem Hofe der mamelukischen Sultane in Ägypten, und gehörten also vermuthlich auch schon zum Hofstaate der ersten Chalifen der *Abbasiden*, welche ihre Garde aus türkischen Mameluken zusammen setzten. Übrigens wollen wir hierüber nicht streiten, das dieser *Siaus* wohl auch *Siauwusch* geheissen haben könnte, als ein persischer Name, *Παραγυιαροχ* *Berkjarok*, *Πουδχαουε* ist wohl *Abul-Hasan*, wie *Αβδουκασεμ* *Abul-Kassem*, *Ελχουεγ* *Ichan*, *Κιλιδισχάρλαν* *Kilidscharslan*, d. i. Schwertlöwe. Von diesem aber, der bey der *Alexias* seinem Vater in der Regierung folgt, kommt wie der Hr. Verf. bemerkt, bey orientalischen Schriftstellern nichts vor. *Καρατζα* *Karadscha* der Scythe, vielleicht ein Ahnherr der heut in Constantinopel mächtigen Familie dieses Namens, deren Erster den Fürstenstuhl der Wallachey inne hat, und eher Pfortendolmetsch war, welche Würde heut einer der *Argyropolo* bekleidet, die vom *Romanus Argyrus* (S. 7), oder von *Argyros* dem *Hetaerarchen* (S. 278), oder vom *Argyros* dem Philosophen, der zur Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften nach Italien kam, oder auch von denen, deren *Crusius* in seiner *Turcograecia* erwähnt, abstammen mögen.

Das dritte Buch handelt von den Verhältnissen des *Alexis* mit den Kreuzfahrern, und behandelt also denselben Gegenstand als die oben recensirten Werke nur so, daß alles dem Zwecke des Buches gemäß zunächst auf die Person des byzantinischen Kaisers bezogen wird. Daß *Alexis* wirklich an *Urban* den II. geschrieben, um ihn zur Befreyung des gelobten Landes aus den Händen der Ungläubigen aufzumuntern, ist wohl möglich und sogar wahrscheinlich, aber das in *Martene's* Sammlung enthaltene angebliche Schreiben des griechischen Kaisers an den römischen Papst trägt keinen Schein der Ächtheit, die nach *Ducange* auch *Heeron* und der Verf. bezweifeln, wider deren Meinung die entgegengesetzte des Hrn. *Michaud*, der in seiner *Histoire des croisades* diesen Brief als ächt annimmt, wohl schwerlich Stich halten dürfte. — Die Politik des Kaisers gegen die Kreuzfahrer würde noch in einem weit günstigerem Lichte der Nothwendigkeit und Staats-

maxime erscheinen, wenn der Hr. Verf. die Excesse und Gräuel, welche sich die Kreuzfahrer in seinem Reiche erlaubten, hätte umständlicher berühren wollen. Die Normanen welche die Gegend um Nicäa verheerten, ließen dort die Kinder, die sie von der Brust der Mütter gerissen, in Stücken (*Anna C.* 287) und brieten sie an Spiessen. Andere die wider den ihnen gegebenen Rath die Strafe des *Hulys* eingeschlagen hatten, machten die Einwohner eines christlichen Dorfes, die ihnen mit dem Kreuze in der Hand entgegen kamen, ohne Schonung nieder (*Anna Comnena* 331); endlich erzählt *Tudebod* selbst von abgeschnittenen Lippen und Nasen, welche die Kreuzfahrer von Antiochien aus an *Raimund* schickten. *Peter* der Eremit, *Beweger* und Anführer der Kreuzzüge konnte seine unbändige Truppe zu Constantinopel nicht in Zaum halten und nicht verhindern, daß sie die Palläste der Vorstädte von Constantinopel verbrannten, und das Bley von den Dächern der Kirchen verkauften. (*Petrus Tudebod*). Durch solches Benehmen verdienten die Kreuzfahrer nur zu wohl den Nahmen von Barbaren, den ihnen die durch die Musen von Hellas gebildete griechische Prinzessin, *Anna Comnena*, beylegt, und verdienten denselben noch ein Jahrhundert später, als sie bey der Eroberung von Constantinopel in den heiligen Gefäßen der Kirchen kochten, ihre Pferde mit den Hauben der Frauen coëffirten, die sich umsonst das Gesicht verunstalteten, um der Brutalität der Kreuzfahrer zu entgehn.

Eine Untersuchung auf welche Hr. W. sowohl in diesem Werke, als in dem ersten Theile der Kreuzzüge (Beilage II.) und schon in der *Commentatio de bellorum Cruciatorum ex Abulfeda*, vorzügliche Mühe verwendet hat, ist die über den Ursprung und die Folgenreihe der *Seldschugiden* Ikonium's. Von keinem Schriftsteller ist, sagt Hr. W., die Geschichte dieser Fürsten besonders beschrieben. — Die dürftigen Notizen, welche die arabischen Geschichtschreiber hin und wieder darbieten, mußten indess geprüft werden. Nun führt *Hadschi Chalfa* zwey besondere persische Geschichten dieser *Seldschugiden* auf, die unsers Wissens in Europa nicht existiren. Aufser denselben und vermuthlich nach denselben ist diese Geschichte aber von den vorzüglichsten türkischen Geschichtschreibern behandelt worden, und da Rec. diese Quellen besitzt, so hält er es für seine Pflicht, daraus die Untersuchungen des Hrn. Verfs. zu vervollständigen. Diese Quellen sind nebst der vortrefflichen persischen Universalgeschichte *Lari's* nach der türkischen Übersetzung des großen osmanischen Geschichtschreibers *Saadeddin*, die türkisch historischen Werke *Tenkihet-*

tevarich, *Dschamiet-tevarich* und *Nochbetet-tevarich*, d. i. die *Läuterung*, der *Sammler* und die *Auswahl der Geschichten* von *Hesarfenn*, *Emir Mohammed Kiatib* und *Mohammed Efendi B. Mohammed von Adrianopel*. In der *Läuterung* und dem *Sammler* kurz und verworren, deutlicher und ausführlicher in *Lari*, am ausführlichsten in *Mohammed Efendi*, dessen vortreffliches Werk die Geschichte von 87 Dynastien enthält. Ehe wir diese Berichtigung beginnen, müssen wir noch besonders in Bezug auf die in der *Commentatio* enthaltene Tafel der Fürsten der *Seldschukiden Rum's* bemerken, daß wir in der Aufzählung der Regenten uns an das System der orientalischen Geschichtschreiber halten, welche nie die Regierung eines Fürsten mehr als einmahl unter die Zahl der Regenten aufführen, wenn dieselbe auch zu verschiedenen Mahlen unterbrochen worden wäre. So erscheinen *Seisan* der Sohn *Kilidscharstan's I.* und *Kotbeddin* der Sohn *Kilidscharstan des II.* eben so wenig unter der Zahl der Fürsten, als *Suleiman*, *Issa* und *Mussa*, welche nach *Ildirim Bajasid* vor *Mohammed dem I.* das Reich zerrissen, unter die Zahl der osmanischen Sultane gehören, wiewohl manche europäische Schriftsteller sie darunter aufgenommen. Der Erste ist *Suleiman Ben Kutlumusch*, *Ben Israil*, *Ben Seldschuk*, dessen Regierungsantritt nicht nur *Hadschi Chalfa*, sondern auch die andern türkischen Geschichtschreiber ins Jahr 477 (1084) setzen. Er regierte nur zwey Jahre und fiel 479 (1086) im Treffen gegen *Tutus*. Hr. W. bezweifelt, daß *Israil* der ächte Nahmen des Sohnes *Seldschuk* sey, er hieß aber wirklich so, wiewohl einige Schriftsteller denselben auch *Arslan* nennen. Ihm folgte 2) sein Sohn *Kilidscharstan I.* der bis ins Jahr 501 (1107) regierte. 3) *Massud I.* der Sohn *Kilidscharstan's* bis ins Jahr 551 (1156). 4) *Aseddin Kilidscharstan II.* der Sohn *Massuds*, bis 568 (1192). 5) *Gajassedin Keichosru I.*, Sohn *Aseddin Kilidscharstan's*, der erst anderthalb Jahre regierte, dann sich eilf Jahre lang in Constantinopel, wohin er sich geflüchtet, aufhielt, und dann wieder achthalb Jahre den Thron einnahm, so daß seine ganze Regierungszeit auf ein und zwanzig Jahre gerechnet ward. — Er fiel im Kampfe wider die Kreuzfahrer vor *Laodikea* im Jahr 607 (1210). Während er zu Constantinopel war, behaupteten den Thron *Rokneddin* sein Bruder und dessen minderjähriger Sohn, *Aseddin Kilidscharstan*, die auch unter der Zahl der Regenten aufgeführt werden, nämlich: 6) *Rokneddin Suleiman I. B. Aseddin Kilidscharstan*, durch die oben erwähnten zehn Jahre sechs Monate, und 7) sein Sohn *Aseddin Kilidscharstan III.* sechs Monate lang. 8) *Aseddin Keikavus I. B. Gajassedin Keichosru*, regierte bis

646 (1219). 9) *Alaeddin Keikebad I. S. Gajasseddin Keichosru*, bis 634 (1236); ein großer Freund und Beschützer der Wissenschaften die unter seiner Regierung im höchsten Flor blühten. Hr. W. hat also Unrecht zu sagen, daß zu Ikonium kein Fürst war, der die Wissenschaften ermunterte, und die Gelehrten gegen die Wuth der Krieger schützte. Im Gegentheil melden die Geschichtschreiber einstimmig, daß sein Hof der Zufluchtsort mehrerer Gelehrten und berühmter Scheiche ward, welche sich vor der Wuth der Mogolen nach Vorderasien flüchteten. Der berühmteste derselben ist der große mystische Dichter, *Dschelaloddin Rumi*. Mehr hieher Gehöriges findet sich in der Geschichte der osmanischen Literatur, in der jüngst erschienen Abtheilung des Bandes der Geschichte der Literatur von *Eichhorn*.

Alaeddin baute während seiner Regierung neunzehn Städte und eine große Menge von Klöstern, Moscheen, Schulen und Collegien. 10) *Gajasseddin Keichosru II. S. Alaeddin Keikobad*, bis 644 (1248) nicht 642. 11) *Aseddin Keikavus II. S. Gajasseddin Keichosru*, bis 653 (1255). 12) *Rokneddin Suleiman II. S. Gajasseddin Keichosru*, Bruder des Vorigen. Hr. W. heißt denselben *Kilidscharlan*, bey den türkischen Geschichtschreibern aber *Su'iman*, nicht bis 666, sondern nur 664 (1265). 13) *Gajasseddin Keichosru III. S. Rokneddin Suleiman*, Sohn des Vorigen, erschlagen 682 (1283). 14) *Gajassedin Massud II. S. Aseddin Keikavus*, bis 697 (1297). 15) *Alaeddin Keikavus II. S. Firamus B. Aseddin Keikavus*, bis 699 (1299). Mit ihm erlosch die Dynastie der Sultane *Ikoniums*, die schon seit lange, nämlich seit *Keichosru II.* aufgehört hatten, selbstständige Fürsten zu seyn, und ganz unter der eisernen Ruthe der Mogolen standen. Sieben verschiedene Familien hatten sich in ihre Ländereyen getheilt, welche dreißig Jahre später alle von der mächtig aufkeimenden osmanischen Macht verschlungen wurden. Diese Familien waren, 1) die Familie *Muntessa*, welche sich schon unter dem vorletzten Fürsten *Messud II.* der Küstenländer von *Antalia* und *Alaja* bemächtigten. 2) Die Familie *Karaman* herrschte über *Akserai Konia* und *Itschil*. 3) Die Familie *Aidin*, eigentlich herum irrende Turkomanen setzten sich in der Provinz fest, in der sie mit ihren Heerden überwintert hatten, und der sie ihren Namen *Aidin Ili* geben. 4) Die Familie *Teke* im Distrikte dieses Namens. 5) In denen von *Saruchan* und *Karassi* Verwandte *Sultan Massud's II.* 6) Zu *Kestemuni* die Vorfahren *Koturum Bajased's*. 7) *Osman* endlich der Stifter der osmanischen Dynastie zu *Karahissar*, als ganz unabhängiger Fürst, seit der Erlöschung der *Seldschugiden* im Jahr 699

(1299), nachdem er schon vorher im Jahr 688 (1289) von *Massud II.*, mit Fahne, Trommel und Diplom belohnt worden war. Hiernach kommt was *Schlözer* in seinen genealogischen Nebenstücken aus den Byzantinern anführt, zu berichtigen.

Noch bemerken wir, daß *Tutus* ein Sohn *Alparlan's* und Enkel *Michael's* in der weitesten Bedeutung des Wortes *Ibnamm*, bey den Arabern wohl von *Abulfeda* ein Vetter *Suliman's* des Sohnes *Kullumus* genannt werden mochte, indem hierzu die gemeinsame Abstammung von *Seldschuk* hinreichte; auch daß die vier Söhne des *Michael*, des Sohnes *Seldschuk* bey verschiedenen Schriftstellern verschieden genannt werden, woran die Abschreiber Schuld zu seyn scheinen. Der einzige *Togrulbeg* kommt bey Allen gleich vor. Seine Brüder heißen bey Einigen *Baigu*, *Kaurd*, *Dschakarbez*, bey Anderen *Jabgu*, *David*, *Dschafferbegh*. Dem Recn. scheint die erste Leseart die richtigere zu seyn. Welche von diesen dreien der *Mavkader* der Byzantiner seyn möge, ist freylich schwer zu bestimmen. — Nachdem uns dieser Seitenblick auf die Sultane *Ikonium's* so lang verweilt hat, wollen wir unser Urtheil über den Rest dieses schätzbaren Werkes, um so kürzer mit der Bemerkung beschließen, daß uns die Regierungen von *Johannes* und *Manuel*, in Vergleichung mit der von *Alexis* nicht umständlich genug behandelt scheinen, daß die wider den Letztern von den Lateinern so zahlreich erhobenen schweren Klagen, zu leicht berührt sind, daß die zu Ende der Regierung *Manuel's* wachsende Übermacht der Lateiner, an der sich die Archonten unter *Alexis II.* durch eine völlige Revolution und Vertreibung der Lateiner rächten, in nähere Betrachtung gezogen zu werden verdient hätte. Vorzüglich verdienstlich für den Liebhaber der Geographie ist die Aufmerksamkeit des Hr. Verf., die Namen der Örter und Flüsse wo er sie nur immer fand in den Lauf seiner Erzählung aufzunehmen, und wir wünschten nur, daß bey mehreren als es geschehen, die heutigen Benennungen angegeben worden wären. Ubrigens wird dieses Werk künftig nicht nur in der Sammlung der historischen Werke über die Kreuzzüge, sondern auch in der über die Byzantiner ein wesentlicher Bestandtheil seyn.

Polnische Literatur.

O Filozofii przez Felixa Jarońskiego. Część I, Wstęp Część II, zawierająca Logikę. Część III, Przypisy i objaśnienia do Logiki. d. i. von der Philosophie, von Felix Jaroński. Erster Theil, Einleitung. Zweyter Theil, Logik. Dritter Theil, Anmerkungen und Erläuterungen. Krakau in der Universitäts-Druckerey auf Kosten des Verfs. 1812. 1. Th. 127; 2. Th. 402; 3. Th. 240 S. in 8.

Der Verf. versichert in der Vorrede: daß zur Verbreitung des Studiums der Philosophie unter der Polnischen Nation durchaus ein Werk nothwendig sey, welches in der Muttersprache Folgendes enthalte: 1) einen allgemeinen Begriff von Philosophie; 2) Logik; 3) Metaphysik; 4) Moralphilosophie; 5) allgemeine Geschichte der ältern Philosophie; 6) allgemeine Geschichte der neuern Philosophie; 7) die besondere Geschichte der Philosophie in Polen. Nr. 1 und 2 liefert der Verf. als Probe; und zwar in der Absicht, alle Theile der Logik zu umfassen, einen Versuch der Terminologie zu geben, ein Compendium der lernenden Jugend und ein Handbuch dem Lehrer zu verschaffen, wenn derselbe keine andere Hülfsmittel, oder deren weniger hat, als der Verf., endlich auch um zu erfahren, was das Publicum in Absicht auf Form, Materie und Terminologie loben oder tadeln werde. In der Form und in der Materie sind *Immanuel Wenzel's Elementa Philosophiae methodo critica adornata*, Lincii 1807, der Leitfaden des Verfs. gewesen. In der Terminologie hat der Verf. keinen Vorgänger in Polen gehabt. Er folgt also dem Hrn. *Szaniawski* nicht, welches Rec. weder loben noch tadeln mag; denn das leidige *praesudicium auctoritatis* hat ohnedem nirgends mehr Schaden gethan, als in der Philosophie. Zum Beyspiel der Terminologie gibt der Verf. das Wort *wiedzenie* (*conscientia* Bewußtseyn) welches er mit *sumnienie* (Gewissen) nicht verwechselt haben will. Die löbliche Absicht des Verfs. verdient allen Beyfall. Aber zu bedauern ist es, daß er eine sehr trübe Quelle sich zu seinen Forschungen gewählt hat, das unlateinische scholastische Compendium des Hrn. *Wenzel*. Seine deutsche Logik H. B. 1813, wäre in vieler Rücksicht noch leidlicher gewesen. Soll und muß man in Polen durchaus nicht aus sich selbst, sondern nach irgend einer herrschenden Mode, nach einer Norm, nach sklavisch nachzuahmenden Leisten philosophiren, wie das von 1775—90 nach *Condillac* und *Loke* sogar vorgeschrieben war, jetzt nach

der in Frankreich oder in Deutschland herrschenden Sitte üblich wird, so wäre es doch wohl rathsamer gewesen, wenn Hr. J. sich entweder an *Kants* Schriften selbst, oder an seine nächsten Anhänger, z. B. *Kiesewetter*, oder endlich im schlimmsten Falle an die erste beste deutsche Quelle, und nicht an ein lateinisch-scholastisches Compendium gehalten hätte. *Mam wiedzenie o wyobrażeniu stolika*, (ich habe das Bewußtseyn von der Vorstellung von einem Tischchen) ist eben so unpolnisch, als es unlauter ist, *habeo conscientiam* (*Wenzel l. c. I. 109*) zu sagen. *Mam wiadomość o wyobrażeniu stolika wiem z wiedzy duszy, z wiedzy umysłu, znam*, ist polnisch. Das Wort *wiadomość*, das Wort *wiedza* drückt vollkommen das deutsche *Bewußtseyn* aus; aber der Pole sagt lieber kurz und präcis durch das Verbum seine Gedanken, *wiem*, *znam*. Jede Sprache hat ihren Genius. Der Verf. fühlte das, und erklärte das nur in dieser Stelle unverständliche Verbal *wiedzenie* durch *poznanie*. Sind Germanismen in der Sprache nicht erlaubt, so sind sie es noch weniger in Gedanken. Das Philosophiren in deutscher Sprache mit polnischen Wörtern kann nur derjenige billigen, dem die Fehler der *Germanomanie* unbekannt sind, welche eben das ist, was die *Gallo-* und *Anglomanie* von jeher gewesen. Selbst die Producte der schönen Wissenschaften sind in Übersetzungen nicht tadelfrey, wenn sie sich den Genius der Sprache nicht anschmiegen. Die schöne Ungetreue trägt gewöhnlich den Preis vor der sklavischen Getreuen davon. Rec. möchte auch überhaupt glauben, daß die speculative Philosophie im deutschen Gewande gar nicht für die polnische Sprache sich qualificire, so wenig, wie sie in ein gutes Latein übersetzbar seyn dürfte. *Bor's* elende Übersetzung von *Kants* Schriften, so wie auch das bessere, aber doch immer sehr unlauterische Compendium des Hrn. *W.* beweisen dieses sattsam. *Malebranche* übersetzte nicht in das Französische, als er von *Descartes* Schriften hingerissen der Vater der französischen philosophischen Sprache ward; *Cicero* übersetzte ebenfalls keine Schriften des *Aristoteles* oder *Plato*, als er die griechische Philosophie nach *Latium* verpflanzte. Er benutzte die Ideen, schrieb für Römer und dachte lateinisch, nicht griechisch. Möchte dieses Muster auch in Polen beherzigt werden! *Szaniawski* selbst (der polnische *Kant*) ist oft leider zu sehr Übersetzer, und Hr. *Jaroński*, der in seinen Anmerkungen oft den denkenden Mann zeigt, macht es noch ärger, indem er aus einer trüben Quelle schöpft, und seinem guten Geist nicht folget, der ihn durch *Sebastian Petrycy* 1618 in der mit sehr guten Anmerkungen begleiteten Übersetzung von *Aristoteles* Politik und Ethik, und in *Jacob Gor-*

skis Dialectik 1580 immer sehr richtig leitete, und zeigt, wie für Polen polnisch zu philosophiren wäre. Rec. übergeht, was Hr. J. aus Hrn. W. geschöpft hat, und bemerkt nur über das Eigene des Hrn. J. folgendes: I. Th. S. 82 bey einer Übersicht der Geschichte der Philosophie heißt es: V. Periode. »Da nach der Erfindung der Druckerey 1430 (nicht doch, sondern 1440 — 1455) nach der Eroberung von Constantinopel 1453 u. s. w. — fast alle alten Secten der Philosophie erneuert wurden, so mußten die Philosophen, die man die neuen Peripatetiker nannte, sie alle so, wie die katholischen Theologen, widerlegen und die erneuerten Irrthümer der alten Ketzer (*heretyków*) bestreiten.« Soviel Recn. bekannt ist, hat der aufgeklärte Hr. W. dieß nirgends behauptet; aus welcher Quelle hat hier der Verf. geschöpft? Was hat hier die Theologie und Häresiologie mit der Philosophie zu thun? Soll die Philosophie wieder die alte Magd der Gottesgelehrtheit zum Behuf der Polemik werden, Ketzer machen? Oder glaubt man in Krakau, daß Philosophie und Orthodoxie mit einander unvereinbar seyen? Unbegreiflich ist Recn. dieser und eine Menge anderer Ausfälle auf Heterodoxen und auf unkatholische Philosophen; so unbegreiflich, als die Einrückung einer Predigt über die Sendung des heiligen Geistes den 6. July 1802 über Joh. XIV, 26 in gedachtem ersten Th. dieses philosophischen Handbuchs von S. 88 bis 124 statt §. 36. Wir wissen nicht, ob diese Predigt von Hrn. J. sey oder nicht (Hr. J. ist vermuthlich kein Geistlicher): finden aber, daß sie eigentlich von den sieben Gaben des Geistes handelt, und alle weltliche Kenntniß derb abkanzelt. Wären in Krakau unduldsame Gesetze der Censur, oder eine altspanische Inquisition üblich, so würden wir glauben, daß Hr. J. diese Predigt wider Willen als Agide gegen Mißdeutung der Philosophie, und als ein Glaubensbekenntniß der strengsten Orthodoxie *ex officio* dem strengen Censor oder Großinquisitor zu Gefallen an diesen heterogenen Ort aufgenommen habe. Dahin rechnet auch Ref. die Versicherung: daß *Iwo Odrowońsz* und *Vincenz Kadłubek* und alle Klosterstifter als Einführer der Philosophie in Polen anzusehen wären. Ja freylich, wenn *vita monastica* und *vita philosophica*, *monachus* und *philosophus*, auch jetzt so wie im neunten Jahrhundert einerley ist. So viel über das Ganze, welches Ref. als eine gute Saat zur bessern Frucht selbst nach der eigenen Ansicht des Verfs. betrachtet. Leider kommt aber in Polen, seit *Grodzki's* Unternehmen in *Wilna* in das Stecken gerathen ist, *Osiński's Pamiętnik* in *Warschau* aufgehört hat, keine literarische Zeitung mehr heraus. Wo soll also der Verf. das Urtheil des Publicums über seine Terminologie hören? Rec. wagt einige unmaßgebliche Bemerkungen. II. Th. S. 45 statt *przebiegłość* ist un-

streitig besser das vom Verf. angegebene *przenikliwość* S. 46, und an unzähligen Orten *wybor* statt *wybor*. Letzteres ist doch wohl wegen *wyborny*, *wyborność* dem *wybor* vorzuziehen, welches wegen *wybiorki* und *wybiarki* eine niedrige Nebenbedeutung haben kann. S. 70 *bytować* statt *istnać* existiren, *bydź* seyn, dürfte eine überflüssige Erfindung seyn. *Czucie* S. 85 *sensatio* ganz recht, aber Wahrnehmung ist *postrzeżenie*; Spontaneität *samochcenie* 86. *samowolność*, dünkt uns, würde passender seyn. *Intuitio*, Anschauung *wiedź*. Warum nicht *spozrzenie*, *uwazanie*, der Russe würde *primieczanie* sagen. Allenfalls auch *widzenie* *zmysłowe*. So S. 92 *wyobrażenie* *dosadne*, eine adäquate Vorstellung, wohl besser *dobitne*, denn *dosadne* ist wegen *dosadność* Ärgerlichkeit doppelstimmig. *Robić pytanie* S. 45 scheint Recn. ein *Germanismus*, so wie überhaupt *robić* und *czynić* besser zu unterscheiden wäre. Das französische *faire* macht, daß man überhaupt diesen alten Unterschied zu vergessen scheint. *Amoenum pulchrum per irritationem* W. 125 durch *rozdrażnienie* ist sklavisch übersetzt, *powab* heißt hier das deutsche *Reitz*, daher reizend, *powabny*. Der deutsche *Gesichtspunct* entspricht dem polnischen *widok*; *Horizont* (*poziom*) *poznania* bey Hr. J. ist so unpolnisch, als *horizon cognitionis* bey Hrn. W. unlatein. *obreby*, *okresy*, *okres*, *obwód* drückt dieses Bild des Ausdrucks besser aus. *Rozum naturalny*, heißt auch *powzechny*, *zdrowy*, *pospolity*, (*sensus communis*, *bonsens* s. S. 47 III. Th. *Ignorantia culpabilis* *niewiadomość obwiniająca* ist ganz falsch, denn das hieß ja *culpans*, es muß heißen *naganna*. Dieß ist auch altpolnisch und ganz richtig, *Belletria* S. 133 sehr entbehrlich; W. 139 *powabne*, *piekne nauki* drückt das vollkommen aus. *Poznanie błahe*, *cognitio micrologica*, wohl besser *poznanie za drobnostkami* *uganiające*, *nikczemne*; 158 *percipere* wahrnehmen *postrzeżać*, *postrzedz* nicht *poymować*, *poić*, denn dieß ist *comprehendere*, begreifen, *obias*, *obeymować* umfassen. So auch *perspicere* *przenikać*, *przeniknąć* nicht *przejrzeć* welches ganz etwas anders heißen kann. *Criterion rozsądzieli*; *locus communis* *dostarczac*. Vielleicht wohl passender *cecha rozsądna*, *zapas zdania powszechnego*. *Verihabitio prawdomienie* mag wohl im Polnischen eben so überflüssig seyn, als im Latein. S. 189 *Uznanie prawdy* dürfte genügen. *Ma sumnienie że co złego popełnił*, er hat das Bewußtseyn S. 213 ist unpolnisch; *sumnienie* das Gewissen *mu powiada*, *strafia* *go*; *wyrzucą mu*; *wie*, *oskarża* *go* ist polnischer. Scheinbarkeit heißt *pozorność* und ist mit der Wahrscheinlichkeit nicht zu vermengen. So viel mag genügen. Männer an der Quelle mögen mehr liefern, als der entfernte Recensent.

Allgemeine Literaturzeitung.

Nro. 63.

Freitag, den 6. August

1813.

Rechtsgelehrtheit.

Commentar über das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch für die gesammten Deutschen Erbländer der Österreichischen Monarchie. Von *Franz Edlen von Zeiler*, Ritter des königl. ungarischen St. Stephans-Orden, k. k. Hofrath bey der obersten Justiz-Stelle, Mitglieder der Hof-Commissionen in Gesetz- und Studien-Sachen, Director des jurid. Studii, und Präses der jurid. Facultät an der Wiener-Universität *). Vierter Band sammt Register. Wien und Triest bey *Geistinger*, 1813. 274 und 265 S. gr. 8.

Wir freuen uns, anzeigen zu können, daß die Hoffnung, welche wir in Nr. 2 dieser Literaturzeitung äußerten, bereits in Erfüllung gegangen sey. Dieses, für die vaterländische Rechtsverwaltung nicht weniger als für die Rechtswissenschaft wichtige, dem Österreichischen Gesetzgeber selbst zugeeignete Werk ist nun vollendet, und zwar nicht viel später, als es ursprünglich verheißsen wurde.

Der vierte und letzte Band commentirt den dritten Theil des bürgerlichen Gesetzbuches: von den gemeinschaftlichen Bestimmungen der Personen- und Sachenrechte. Da die Manier des Verfs. aus den Anzeigen der drey ersten Bände, insbesondere des dritten, (W. a. L. Z. Nr. 2) hinlänglich bekannt ist, so erübriget bloß, auch hier wieder jene §§. herauszuheben, welche entweder in Rücksicht der Entwicklung oder der Begründung, oder in beyden Beziehungen, nach der Meinung des Recn., am meisten gelungen sind.

Besonders gut entwickelt findet Rec. §. 1353, vom Umfange der Bürgschaft; §. 1358, von dem

beneficio cedendarum actionum; §. 1385, von dem Einflusse eines Irrthums bey einem Vergleiche; §§. 1373, 1394 und 1430 durch Berücksichtigung der einschlagenden §§. des Finanz-Patentes vom 20. Februar 1811; §. 1431, von der Zahlung einer Nichtschuld; §. 1447, vom Untergange des Gegenstandes einer Verbindlichkeit.

Durch Begründung zeichnen sich aus: §. 1349, von der Verbindlichkeit des weiblichen Geschlechtes aus Intercessionen; §§. 1355 und 1356, von dem *beneficio ordinis*; §. 1367, von Erlöschung des Bürgschaftsvertrages durch einen Zeitverlauf von drey Jahren; §. 1372, vom *pacto antichretico*; §. 1450, von der Einsetzung in den vorigen Stand. In beyden Rücksichten verdient die Bearbeitung des vierten Hauptstückes: von der Verjährung und Ersitzung, um so mehr Lob, als diese Materie allenthalben unter die schwierigsten gezählet wird. Das alphabetische Register zu dem ganzen Werke verräth vielen Fleiß, und macht den Gebrauch des letzteren sehr bequem.

Nun sey es am Ende der Anzeige dieses Werkes dem Recn. noch vergönnt, zwey Wünsche auszusprechen. Der erste ist, daß, wenigstens durch einige Zeit, niemand ein Werk über das Österreichische bürgerliche Gesetzbuch nach dessen ganzem Umfange zu dem Ende schreiben möchte, um den richtigen Gebrauch desselben zu erleichtern. Denn, was bey der noch so kurzen Zeit, durch welche dieses Gesetzbuch Gültigkeit hat, in gedachter Beziehung und mit Verbreitung auf alle Theile desselben möglich war, ist zuverlässig von Herrn von *Zeiler* geleistet worden. Allein eben dieser große Umfang des Stoffes erlaubte demselben nicht, jede besondere, wichtige Materie mit der wünschenswerthen Ausführlichkeit zu bearbeiten. Abhandlungen über solche einzelne Gegenstände, wie wir sie z. B. von Westphalen über das Römische Recht, und zum Theil auch schon über den *Code Napoléon* besitzen, und wie wir bald zwey über das neueste vaterländische Eherecht haben werden, sind daher nach der Meinung des Recn. durch die Zeitumstände herbeygeführt. Aufgaben, durch deren glückliche Lösung sich der Dank des Publici

*) Seit kurzem, mit nicht außer Acht gelassener Rücksicht auf seine literarischen Verdienste, auch zum Herrn und Landmann in Steyermark aufgenommen. Aechtes Heft.

gegenwärtig am ersten verdienen läßt, und von denen Rec. wünscht, daß sie vorzüglich jene unserer practischen Juristen jetzt beschäftigten möchten, welche sich zur Schriftstellerey berufen fühlen. Ein ansehnlicher Vorrath solcher juridischer Monographien wird in der Folge eine gerechte Veranlassung entweder zu einer wahrhaft vermehrten und verbesserten Ausgabe des von Zeiller'schen Commentars, oder zur Verfassung eines neuen Hauptwerkes dieser Art von selbst hervorbringen. Der zweyte Wunsch des Recn. ist, daß man bey uns durch den Styl des nun beendigten Commentars des Verfs., als durch ein wirkliches Beyspiel noch allgemeiner überzeuget werden möchte, es lasse sich das Wahre und Interessante auch in solchen Dingen rein und edel schreiben, und daß man in künftigen Schriften über das vaterländische Recht eben so selten, als in dem vorliegenden, auf Ausdrücke, wie: etwaigen Streitkosten S. 27, oder: im Entstehungsfalle S. 119, oder: eine Forderung der unwissenden Erben, S. 135 IV. Band stoßen möchte.

M a t h e m a t i k.

Commentationes mathematicae auctore Mauritio de Prasse, Mathem. Prof. ord. in univer. litter. Lipsiensi. Fasciculus secundus. Lipsiae apud Paulum Jacobum Besson, 1812. in 4. mit fortlaufenden Seitenzahlen von S. 53 bis 120.

Gegenwärtige zweyte Sammlung enthält folgende vier Abhandlungen (die fünfte bis achte des Werks) über Gegenstände aus der reinen Mathematik.

V. Von den numerischen höhern Gleichungen. Erste Abtheilung.

Beynahe alle Regeln und Kunstgriffe, die höhern Gleichungen aufzulösen, sind fruchtlos, wenn sie in imaginäre oder einige gleiche Wurzeln enthalten. Es kommt also, wenn eine Gleichung gegeben ist, darauf an, zu entscheiden, ob alle oder mehrere Wurzeln imaginär sind, und Kennzeichen aufzusuchen, durch welche man erkennt, ob in der Gleichung gleiche Wurzeln vorkommen.

Die gemeinschaftliche Gränze der Wurzeln nennt der Verf. die Zahlen, zwischen welchen alle Wurzeln einer Gleichung enthalten sind. Diejenigen, in der Reihe der natürlichen Zahlen aufeinander folgenden ganzen Zahlen, zwischen welchen eine, bisweilen auch mehrere Wurzeln einer Gleichung enthalten sind, nennt er die nächsten Gränzen. Der Verf. bestimmt nun zuerst die Art, wie man die gemeinschaftliche Gränze der positiven und negativen Wurzeln einer Gleichung bestimmen könne. Die Auflösung dieser Aufgabe

(§. 5.) leitet der Verf. aus folgendem Satze ab, den Rec. absichtlich mit des Verfs. Worten anführt, um eine Probe von dem lateinischen Style des Verfs. vorzulegen und zu beweisen, daß der Vortrag nicht der falschste sey.

§. 3. *Theorema. Si termini seriei arithmeticae ordinis q de terminis homologis seriei arithmeticae ordinis p deducuntur et p > q, differentiae, quae insequentur positivam primam, differentiae (p+1)^{ma} posteriorem, omnes erunt positivae, et ubi post (p+1)^{ma} factae sunt positivae, earum quaelibet praecedentem excedet.*

Demonstratio. Brevitatis causa ponamus p=3, q=2 serieum ambarum termini, earumque differentiae sic possunt exhiberi

P	Q
x	y
x + ¹ Aa	y + ¹ Aa
x + ² Aa + ² Bb	y + ² Aa + ² Bb
x + ³ Aa + ³ Bb + ³ Cc	y + ³ Aa + ³ Bb
x + ⁴ Aa + ⁴ Bb + ⁴ Cc	y + ⁴ Aa + ⁴ Bb
x + ⁿ Aa + ⁿ Bb + ⁿ Cc	y + ⁿ Aa + ⁿ Bb

P-Q

$$\begin{aligned}
 &x - y \\
 &x - y + {}^1A(a-a) \\
 &x - y + {}^2A(a-a) + {}^2B(b-b) \\
 &x - y + {}^3A(a-a) + {}^3B(b-b) + {}^3Cc \\
 &x - y + {}^4A(a-a) + {}^4B(b-b) + {}^4Cc
 \end{aligned}$$

$$x - y + {}^nA(a-a) + {}^nB(b-b) + {}^nCc$$

Fingamus, id quod assertioni maxime adversatur, negativas quantitates esse x, a, b; positivas vero c, y, a, β — seriei P-Q terminus (n+1)^{us} x-y + ⁿA(a-a) + ⁿB(b-b) + ⁿCc si es positivus neque n < 3 (quoniam hic q=3 posuimus) reliquos terminos omnes pariter esse positivos, sic constabit. In hoc termino summa negativarum quantum positivam ⁿCc minor est:

$$\text{ergo } y - x + {}^nA(a-a) + {}^nB(b-b) < {}^nCc; \text{ nec non } \frac{n-2}{3}(a-a) + \frac{n-2}{3}n.(b-b) < \frac{n-2}{3} \cdot \frac{n}{1} \cdot \frac{n-1}{2}c \text{ et } (a-a) + n(b-b) < \frac{n}{1} \cdot \frac{n-1}{2}c \text{ ergo}$$

a-a + ⁿA(b-β) + ⁿBc quantitas erit positiva, quae addita termino (n+1)^{us} x-y + ⁿA(a-a) + ⁿB(b-β) + ⁿCc terminum producit (n+2)^{um}, quoniam ⁿM⁻¹ + ⁿM = ⁿ⁺¹M; quo patet, eundem non modo positivum esse, sed etiam majorem, quam terminum (n+1)^{um}.

Läßt sich nun auf diese Art keine Gränze der negativen und positiven Wurzeln finden, so ist diels ein Zeichen, daß alle Wurzeln der Gleichung imaginär sind. Der Verf. erläutert alle Fälle durch Beyspiele.

§. 7. Wenn man in eine Gleichung statt x die nächsten Wurzelgränzen in ganzen Zahlen substituirt, und die Gleichung bey einer Substitution positiv, bey der andern negativ wird; so ist dieß ein Zeichen, daß eine ungerade Anzahl von Wurzeln zwischen den beyden Gränzen enthalten sey. Behält die Gleichung bey beyden Substitutionen dieselben Zeichen; so ist die Anzahl der zwischen den beyden Gränzen enthaltenen Wurzeln gerad, worunter jedoch auch gleiche enthalten seyn können. Auch diesen Satz erläutert der Verf. durch Beyspiele.

§. 8. Wenn die Coëffizienten einer geordneten Gleichung ganze Zahlen sind, so sind ihre Wurzeln ganze Zahlen, oder sie sind irrational oder endlich imaginär, nie aber Brüche.

§. 10. Den Beschluß macht das Problem, welches *La Grange*. (*De la resolution des aequations numeriques de tous les degres à Paris an VI. pag. 9*) aufgelöset hat.

Es sey gegeben eine höhere Gleichung, und es seyen ihre Wurzeln $a, \beta, \gamma, \delta, \dots$ man soll eine andere Gleichung finden, deren Wurzeln die Differenzen der Wurzeln der gegebenen Gleichung also $a - \beta, a - \gamma, a - \delta, \beta - \gamma, \beta - \delta, \gamma - \delta$ u. s. w. und die ihnen entgegengesetzten $\beta - a$ u. s. w. sind.

VI. Von den numerischen höhern Gleichungen. Zweyte Abhandlung.

Dieser Aufsatz enthält die bekannte, von *La Grange* zuerst angegebene Auflösung der höhern Gleichungen, deren Coëffizienten bestimmte Zahlen sind, durch Hülfe der continuirlichen Brüche.

Der Satz, daß eine irrationale Zahl durch einen unendlichen continuirlichen Bruch ausgedrückt werden könne, hätte allerdings eines Beweises bedürft.

§. 3. gibt der Verf. das Verfahren an, den Werth der convergirenden Brüche mittelst der combinatorischen Analysis darzustellen, welche Aufgabe schon früher *Hindenburg* (*Archiv d. reinen u. angewendten Mathematik, erster Band S. 47 bis 69, und 154 bis 195*) aufgelöset hat.

Nun folgt §. 4 die Methode *La Grange's* und ihre Anwendung auf einige Beyspiele. Rec. glaubt, daß diese Abhandlung nichts enthalte, was nicht schon *La Grange* (*Mem. de l'acad. roy. vol. 23. 24. No. 10 Mem. vol. 2. 3.*, und später in dem oben angeführten Werke), und nach diesem Muster, *Fischer* (*Grundriß der gesammten reinen höhern Math. erster Band, S. 543 bis 671*) u. a. mitgetheilt hätten.

VII. Beweis der *Cramer'schen* Eliminations-Methode.

Cramer lehrte die Unbekannten aus mehreren Gleichungen des ersten Grades wegschaffen, oder vielmehr jede der Unbekannten durch die bekannten Gröößen ausdrücken, (*Introduct. à l'a-*

analyse des lignes courbes algebriques) ohne jedoch diese Methode zu beweisen. Der Verf. führt den Beweis dieser Eliminations-Methode mittelst der combinatorischen Analysis.

Er lehrt zuerst §. 3 eine Tafel der Variationen gegebener Elemente entwerfen, und selbe in ihre Classen ordnen; §. 5 den einzelnen Variationen die Zeichen $+$, $-$ so anhängen, daß sich jede Classe, die erste ausgenommen, aufhebe. Dieneben einander stehenden Glieder der ungeraden Reihen haben immer einerley Zeichen, und immer das entgegengesetzte der neben ihnen stehenden geraden Reihen. §. 6. Wenn eine Complexion von wie viel immer Elementen gegeben ist, bestimmen, welches Zeichen $+$ oder $-$ sie habe. §. 9. Zwey und zwey Complexionen in welchen die Elemente in der verkehrten Ordnung vorkommen, haben entgegengesetzte Zeichen.

§. 10. Die Summe aller mit ihren Zeichen versehenen Complexionen einer bestimmten Anzahl von Elementen verschwindet, sobald zwey Elemente unter einander gleich gesetzt werden.

Den Beschluß §. 11 macht das Problem, welches der Gegenstand des Aufsatzes eigentlich ist:

Es seys $= au + bx + cy \dots + mz$	} man soll die		
$s' = a'u + b'x + c'y \dots + m'z$		} Unbekannten	
$s'' = a''u + b''x + c''y \dots + m''z$			} u, x, y, \dots, z
u. s. w.			

Der Beweis des Verfahrens wird aus den vorhergehenden Sätzen abgeleitet, und die Regel durch ein Beyspiel erläutert.

VIII. Von den trinomischen Factoren der Gleichungen.

Die Factoren der Gleichungen sind entweder rational, oder irrational, oder endlich imaginär. Die imaginären Factoren lassen sich auf die Gestalt $x + a + b\sqrt{-1}$ zurückbringen, jeder Factor von dieser Gestalt setzt einen andern voraus $= x + a - b\sqrt{-1}$; das Product dieser beyden imaginären Factoren $x^2 + 2ax + a^2 + b^2$ nennt man einen realen trinomischen Factor. *Euler* handelt im neunten Hauptstücke des ersten Buches der *introductio in analys. infinit.* von den trinomischen Factoren, und zieht trigonometrische Formeln zu Hülfe. Unser Verf. bleibt in dem Gebiete der Algebra, und handelt nur von den trinomischen Factoren der Form $1 + ax + bx^2$ in welchen a, b , ganze Zahlen sind.

§. 2 beweiset der Verf., daß der trinomische Factor der complexen Grööße $1 + Ax + Bx^2 + Cx^3 \dots + Mx^m$, wo A, B, C, \dots, M ganze Zahlen bezeichnen, entweder rationale oder irrationale, nie aber gebrochene oder imaginäre Coëffizienten haben könne.

§. 3. Es ist $(1 - (ax + bx^2 + cx^3 \dots))^{-1} =$
 $\frac{1 + {}^1Ix + {}^2Ix^2 + {}^3Ix^3 + {}^4Ix^4 \dots + {}^nIx^n \dots}{a, b, c, d.}$

wo I das Zeichen der Involutionen der Elemente a, b, c, d... bekanntlich bezeichnet.

§. 4. Es sey $1 - ax - bx^2$ ein trinomischer Factor der complexen Gröfse von $n+1$ Gliedern $1 + \alpha x + \beta x^2 \dots \gamma x^n$, und man multiplicire dieselbe durch die Reihe ohne Ende $1 + {}^1Ix + {}^2Ix^2 + {}^3Ix^3$
 a, b.

so verschwinden alle Glieder nach dem $n-1$ ten.

§. 5 löset der Verf. die Aufgabe auf: Die rationalen trinomischen Factoren der complexen Gröfse $1 + \alpha x + \beta x^2 + \gamma x^3 \dots \gamma x^n$ finden, wo $\alpha, \beta, \gamma \dots$ ganze Zahlen sind.

Dann §. 6 die Aufgabe: eine höhere Gleichung mittelst der trinomischen Factoren auflösen.

Den Beschluß macht §. 7 Euler's Methode, die irrationalen trinomischen Factoren zu finden.

Abgerechnet den holperigen Styl, die häufigen Germanismen, und abgesehen von den vielen Druckfehlern (z. B. S. 59 Z. 4 ($\beta - a$) soll heißen ($\beta - b$) — S. 106 Z. 6. bx soll heißen bx^2 — S. 109 Z. 11 von unten, statt $10 + x^3$, soll heißen $10x^3$ — S. 111 Z. 12 fehlt das Zeichen $+$, S. 112 Z. 1 statt x^2 soll heißen $2x^2$ u. s. w.) — welche Umstände zusammen genommen die Lectüre dieses Werkes allerdings sehr verleiden, so werden doch diese Abhandlungen, welche so manche wichtige Erweiterung der Analysis enthalten, jedem Liebhaber der Mathematik eine lehrreiche Unterhaltung verschaffen.

Schöne Wissenschaften.

Kleine Romane, von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Zweyter Theil. Erzählungen. Auch unter dem besondern Titel: Erzählungen von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin, 1812. Bey Julius Eduard Hitzig. 338 S.

Der rüstige Dichter bietet uns wieder einen neuen Kranz zarter Blumen dar, wofür wir ihm, wenn sie auch nicht alle gleich lieblich duftend und erfreuend sind, dennoch herzlich danken müssen, da sie eine Bereicherung unserer Literatur im Fache der Erzählungen sind, und Fouqué, wie bekannt und allgemein bewährt, zu den anmuthigsten Erzählern gehört, wenn wir bisweilen auch eine gewisse Eintönigkeit in der Form der Erzählung, Stellung der Perioden und Gang der Ideen vermieden sehen möchten.

In dem vorliegenden Bande finden wir:

I. *Die Güter in Valencia*. So mild und freundlich die Erzählung zu beginnen scheint, so tragisch

und zerreißend endet sie, in welcher südliche, heftige Rachsucht, durch unglücksvolle Schickungen vermehrt, die Hauptrolle spielt, indem sie zarter und glühender Liebe entgegen steht. Die Stelle, in der *Rodrigue* seine Geliebte vor seinen Augen hinabstürzen und sterben sieht, ist wahrhaft herzzerreißend.

II. *Die vierzehn glücklichen Tage* sind ein Teufelsspuck. So trefflich auch *Fouqué* das Teuflische, Grausenhafte zu schildern vermag, so ist diefs ihm doch wohl nie mehr gelungen, als in seiner Erzählung, *dem Galgenmännlein*, welches im zweyten Hefte des Journals Pantheon stand, und das wir immer noch als eine seiner vorzüglichsten Dichtungen betrachten, besonders, da sie so leicht und fröhlich endet. Wenn nun also auch diese Erzählung von uns jener genannten nicht gleich gesetzt wird, so ist sie doch äußerst kunstvoll und ergreifend erzählt, und die fortschreitende Macht des Bösen gar mächtig geschildert. Sie endet indessen nicht mild begütigend, sondern mit einem Schrey und einer durchschauendernden Empfindung.

III. *Der böse Geist im Walde*. Wiederum ein Teufelsspuck, aber gar grausenhaft und erschütternd. Kunstreich und ergreifend erzählt. Furchtbar ist, wie der Vater und die Söhne sich dem Teufel in die Arme stürzen, in dessen Bezirk sie wohnen, wie nur die reine Jungfrau, der alte, gottesfürchtige, greisige Knecht den Sieg behalten, und die Jungfrau nach ihrem Tode den Zauber verbannt und gleich dem treuen *Eckard* im finstern Gebiete warnend eraltet.

IV. *Das Schwert des Fürsten*. Eine äußerst liebliche und rührende Geschichte aus ächtem deutschen Schrot und Korn, wie *Albrecht Achilles*, jener hochherzige Brandenburgische Fürst, das Banier der Stadt Nürnberg sechzehn Kriegern allein entreißt, mit einer Dichtung zierlich und anmuthig verflochten.

V. *Violante*. Wohl eronnen, sehr schmeichelhaft für den deutschen Geist, durch den Triumph über französische Flachheit; im italienischen Gemüthe ist diese Erzählung einer tiefern Deutung fähig, doch scheint sie uns nicht so kunstvoll ausgeführt, als sie angelegt ist, es herrscht etwas Unheimliches darin, der Schluss ist sinnig, man weiß nicht, ob man eine Novelle oder eine zierliche Legende liest.

VI. *Das Opfer*. Eine Altsächsische Geschichte. So freundlich, ritterlich auch die Erzählung schließt, so viel angenehme Einzelheiten diese Bekehrungsgeschichte zweyer heidnisch-sächsischen Fürsten, des *Herrwalds* und der *Drudminne*, enthält, so hat sie uns doch am wenigsten gefallen wollen, da öftere Wiederholungen, besonders des immer wieder sich erneuenden Kampfes, der Wunsch nach einem Opfer u. s. w. der Erzählung eine Breite geben, die nicht erfreulich ist. *Fouqué*

schildert mit eigener Liebe und Kunst tüchtige und edle Rofse, wovon wir denn auch hier wieder ein Beyspiel finden, so wie wir mehrere andere Orte nennen können, von denen wir nur den Zauberring, wohl *Fouquet's* gediegenstes und herrlichstes Werk, so wie eine Ballade, *Wolf Schlägel*, (Pantheon, herausgegeben von *Büsching* und *Kanngieser* 1810. 3. B. S. 110) erwähnen. Überhaupt halten wir es mit den Bekehrungsgeschichten für ein eigenes Ding, das wohl selten recht ordentlich gelingen möchte.

VII. *Die Rächerin*. Diese Novelle ist dagegen wieder sehr gelungen; der unheilbringende Mord des Freundes, das schauerliche, furchtbare Rachgelübde ziehen wie zwey zerstörend dräuende Gewalten vorüber, und das Ganze endet lieblich, mild und versöhnend.

VIII. *Eugenia*. Novelle aus dem dreysigjährigen Kriege. Keck und freudig, zuletzt mild und büfsend. Anmuthig beschließt diese Erzählung den schönen Kranz.

Physiologie.

Carl Casper Creve, der Arzney und Wundarzney-Wissenschaft Doctor, Großherzoglicher Frankfurtscher geheimer Rath, der Zoonomie, der besondern Heilkunde und Klinik an der Großherzoglich medicin. chir. Special-Schule öffentl. ord. Lehrer u. s. w. Vom Chemismus der Respiration. Frankfurt a. M. 1812 in 4. 68 S. (I.L.)

Der durch mehrere Schriften rühmlichst bekannte Verf. sucht hier die thierisch-organische Function des Athmens als einen chemischen Verbrennungsproceß, mit dem sie zwar schon von mehreren verglichen wurde, darzustellen; aber nicht im profanen Sinne, wo den Proceß des Verbrennens ein Licht, ein Feuer und eine Flamme begleitet, und der auf den organischen Körper zerstörend wirkt; sondern als ein dunkles Verbrennen ohne Licht, Feuer und Flamme, daß das Gentheil in dem organischen Körper bewirkt, das Blut belebt, die Animalisation so wie die Assimilation des Chylus vollendet. Bey jedem Verbrennen wird das Sauerstoffgas durch einen andern Stoff zersetzt. Ist der zersetzende Körper Lichtstoffhaltig wie das Wasserstoffgas, und hat er eine größere Verwandtschaft mit dem Sauerstoffe als mit dem Lichtstoffe, so wird das Verbrennen mit Licht, Feuer oder Flamme begleitet, wie dieses in der Thermolampe zu sehen ist, wo das lichtstoffhaltige Wasserstoffgas mit dem Sauerstoffgas in Berührung kömmt, der electriche Funke ihre beyderseitige Zerlegung anfacht, und ein Verbrennen mit Licht und Flamme veranlasset. Das Verbrennen ohne Licht, ohne Feuer und Flamme er-

folgt in *Priestley's* Eudiometer, weil da das Sauerstoffgas durch Salpeterhalbsaures Gas zerlegt wird, welches nicht Lichtstoffhaltig ist; so geschieht auch das Verbrennen bey der Respiration durch die Zerlegung des Sauerstoffgases der atmosphärischen Luft mit dem Kohlenstoffe des Blutes, der auch nicht lichthaltig ist, ohne Licht, ohne Feuer und Flamme, und es wird nur kohlen-saures Gas gebildet. Den Wasserstoff des Blutes läßt der Verf. im Blute gebunden seyn, weil durch dessen Zerlegung mit dem Sauerstoffe immer ein Verbrennen mit Feuer und Flamme begleitet wird, welches das Lungenorgan zerstören würde.

Da nebst dem Wasserstoffe eigentlich der Kohlenstoff das Mittel ist, welches das sowohl durch die Natur als durch die Kunst veranstaltete Verbrennen bewirkt, so erklärt sich der Verf. für den Kohlenstoff, mit welchem das schwarzrothe Venenblut überladen aus dem großen Kreisläufe zu der Lunge strömt, um durch die Zersetzung des Sauerstoffgases der eingeathmeten Luft während der Respiration von dem Übermalse des Kohlenstoffes befreyt zu werden. Daher rührt seiner Meinung nach die hellrothe Farbe des arteriösen Blutes nicht vom eingesogenen Oxygen der Luft, sondern von der Verminderung seines Kohlenstoffes, welcher mittelst der Zerlegung des Sauerstoffgases in die eingeathmete Luft als kohlen-saures Gas übergeht, und mit derselben ausgeathmet wird. Daher bey dem Chemismus der Respiration aus dem Venenblute zwar Kohlenstoff ausgeschieden, keineswegs aber Sauerstoff absorbirt wird. Nach dieser Meinung erklärt der Verf. den *Lowerschen* Versuch, wo aus der geöffneten Arterie eines Thiers ein hellrothes Blut floß, so lang das Thier athmete, bey gehemmten Athmen aber das ausfließende Blut eine schwarzrothe Farbe annahm. Daß dieses nicht dem Übergange des Sauerstoffs der eingeathmeten Luft in das Blut, sondern dem neu erzeugten Kohlenstoffe zuzuschreiben sey, sucht er durch die Versuche des *Berthollet* zu bekräftigen, aus denen hervorging, daß die bey dem Athmen erzeugte Kohlensäure das Volumen des verschwundenen Sauerstoffgases ausfülle. Vorzüglich aber gehe dieses aus den mit vieler Genauigkeit angestellten Versuchen hervor, welche die Mitglieder der königlichen Societät zu London, *Allen* und *Pepys*, um das Verhältniß des Sauerstoffes und der Kohlensäure in der ausgeathmeten Luft auszumitteln, angestellt haben, und welche ein gleiches Resultat hatten, woraus dann auch geschlossen wird, daß während der Respiration kein Sauerstoff absorbirt, sondern das verschwindende Sauerstoffgas der atmosphärischen Luft bloß zur Erzeugung des in der ausgeathmeten Luft vorhandenen kohlen-sauren Gases verbraucht, und in so fern also mittelst der Respiration keineswegs das Blut, wie man es bisher allgemein dafür hielt, oxydirt werde.

Auf diesen Grundsatz gestützt, nämlich das das im Blute immerfort erzeugte Übermaß des Kohlenstoffs, welcher auf die Lebenskraft, auf die Irritabilität und Sensibilität schwächend und tödend wirket, behauptet der Verf., das das mit Kohlenstoff übergesättigte Venenblut aus dem großen Kreislaufe nach der Lunge eile, nicht um dort den Sauerstoff der Luft einzusaugen, sondern um das Übermaß seines Kohlenstoffs durch die Zersetzung des Sauerstoffs der Luft in kohlensaures Gas zu verwandeln, welches dann mit der Luft ausgeathmet wird. Daher, sagt er, reizet das hochrothe arteriöse Blut das Herz und die Gefäße, erhöht die Irritabilität und Sensibilität nicht durch das aufgenommene Sauerstoffgas, sondern durch die Verminderung seines Kohlenstoffes, und sucht daraus mehrere Erscheinungen an dem thierischen Leben, welche theils von selbst, theils nur bey gemachten Versuchen sich zu äußern pflegen, zu erklären. Es werden auch die von *Dupuytren*, *Dupuis*, *Emert*, *Hochstätter*, *Willis* und andern mit Abschneiden oder Unterbinden der umschweifenden Nerven gemachten Versuche und ihre Folgen auf den Chemismus und Mechanismus der Lungen, und auf die Bewegung des Herzens erörtert, dann auch nachgewiesen, das der in dem Venenblute angehäuften Kohlenstoff auf jene Nerven narotisch wirke, und die Thätigkeiten beyder Organe schwäche.

So wenig Rec. die Genauigkeit jener Versuche bezweifeln kann, welche zeigten, das das verschwundene Sauerstoffgas der eingeathmeten Luft mit gleicher Menge von Kohlensäure ersetzt wird, so glaubt er doch die daraus gemachte Folgerung bezweifeln zu müssen, das nämlich während der Respiration kein Sauerstoff absorbiert, sondern das verschwindende Sauerstoffgas der atmosphärischen Luft bloß zur Erzeugung des in der ausgeathmeten Luft vorhandenen kohlensauren Gases verbraucht werde, weil diese Aussage sich nicht mit der Annahme zusammen reimet, das das venöse Blut nach der Lunge gehe, um dort das Übermaß seines Kohlenstoffs in die Luft abzusetzen, indem nur so viel Kohlenstoffgas ausgeathmet wird, als Sauerstoff der Luft verschwunden ist; denn dieses deutet vielmehr auf einen bloßen Umtausch der Stoffe, das nämlich aus der eingeathmeten Luft eben so viel Sauerstoff in das Blut als aus demselben Kohlenstoff in die Luft übergeht. Wenigstens scheint die Unmöglichkeit dieser wechselweisen Mittheilung der Stoffe der Luft und des Blutes bey ihrer innigsten Berührung in dem Organismus der Lungen nicht erweislich zu seyn. Zudem kann man nicht wohl die Erhöhung der Lebensthätigkeiten dem verminderten Kohlenstoffe zuschreiben, ohne eine Vermehrung eines das Leben erzeugenden Principes anzunehmen. Welcher von den entfernten Stoffen hat sich wohl bey der Erzeugung und Vermehrung der Thätig-

keiten des organischen Lebens wirksamer gezeigt, als der Sauerstoff, ohne welchem die Lebensprocesse so wenig als die galvanischen Processe bestehen können? Das die Lebensprocesse nach galvanischen Gesetzen, und unter gleichen Bedingungen vor sich gehen, bezweifelt wohl kein Physiolog mehr, bey welchen das Oxygen im Gegensatz mit dem Hydrogen ein Hauptbedingniß ist. Wenn die Lebensprocesse sämtlicher Organe zu ihrer Fortdauer stets neues Oxygen haben, woher erhalten sie es? Vielleicht aus der Zersetzung des Wassers; und wenn dieses zureichend wäre, warum geht das Leben so schnell bey gehemmten Athmen verloren, wo aus der Atmosphärluft kein Sauerstoff dem die Lungen durchströmenden Blute übergeben werden kann? Hört ja auch die Action der voltaischen Säule unter der Glocke auf, so wie die Thiere darunter sterben, nachdem die umgebende Luft des Sauerstoffs beraubt worden ist, wengleich ihnen das Wasser nicht fehlt; — so geht auch die Action der gut eingerichteten voltaischen Säule, und selbst die Erzeugung der Electricität durch die Reibung, in einer irrespirablen Luft nicht wohl von Statten, hingegen aber, und noch viel stärker, in der reinen Lebens- als in der Atmosphärluft. Aus diesen ersehen wir, wie sehr die Erzeugung und Unterhaltung der galvanischen — wie auch der Lebens-Processes an den Sauerstoff der Luft gebunden sey. Überdies ist es durch wiederholte Erfahrung bekannt, das die Luft durch die Respiration der Thiere, und durch die Action der voltaischen Säule unter der Glocke abnimmt, und das das Wasser in dem Verhältnisse in der Glocke steigt, als die Luft darin weniger wird. Welchem Bestandtheile der Luft, dem Sauerstoffe oder dem Stickstoffe, soll man wohl diese Abnahme zuschreiben? Wahrscheinlich mehr dem Sauerstoffe, welcher sich mit den Metallplatten der Säule verbindet und sie verkalkt, daher man auch diese Veränderung der Metalle die Oxydation nennt. Sollte denn die Veränderung des dunkelrothen Venenblutes in ein hellrothes bey der Respiration nicht auch eine Oxydation seyn? — sonst könnten die verkalkten Metalle auch keine Oxyde heißen, und keineswegs durch die Verbindung mit dem Sauerstoffe, sondern vielmehr durch den Abgang eines ihrer Stoffe, des Kohlenstoffs oder Wasserstoffs entstehen. Dieses sind die Gründe, warum Rec. der Meinung des Verfs., gegen den er übrigens viele Hochachtung hat, in Betreff der Veränderung des venösen Blutes in ein arteriöses nicht beystimmen kann, so lang sie nicht mit mehr überzeugenden Gründen bekräftiget seyn wird.

Der Chemismus der Respiration beschränke sich ferner nicht allein an die Erzeugung des kohlensauren Gases, sondern es werde dabey auch wie bey dem Verbrennen der Pflanzenkörper der Salpeterstoff oder der Stickstoff der atmosphärischen Luft ge-

bunden und Kali erzeugt. Des Stickstoffes, welcher in der thierischen Materie unter den andern Stoffen vorherrschend ist, bedarf die thierische Organisation eine große Menge, welche sich die Thiere, besonders die Grasfressenden aus ihren Nahrungsmitteln nicht erzeugen könnten, wenn nicht die Luft, größten Theils daraus bestehend, ihnen denselben hinreichend verschaffen möchte, und den man auch aus allen Theilen der thierischen Körper, dem Fett etwa ausgenommen, durch das Feuer oder durch schwache Salpetersäure erhalten kann. Es braucht aber noch größerer Beweise, ob dieser häufige Stickstoff, der aus den thierischen Substanzen erhalten wird, aus der Luft herzuleiten sey, oder ob er nicht vielmehr ein Product der Lebensprocesse sey, wie auch die häufige Kalkerde, welche die Thiere aus einer Nahrung, die keine Kalkerde enthielt, erzeugen, welche aus der Luft herzuleiten noch Niemanden eingefallen ist. Wenn auch aus dem Traubensaft durch die Weingährung Weinstein erzeugt wird, aus den Gewächsen durch das Verbrennen Kali hervorgeht, aus dem Kali und Natrum durch die Einwirkung der Voltaischen Säule ein Metalloxid entsteht, so sind dieses ebenfalls Naturprocesse, bey denen die Atmosphärluft nothwendig mitwirkt, indem sie Stoffe in die Körper, mit denen sie in Berührung steht, abgibt, andere aufnimmt, welche nicht immer dieselben bleiben, sondern oft in andere umwandelt werden. Wir kennen die entfernten Stoffe der Körper noch zu wenig, und sind noch nicht ganz überzeugt, daß sie unveränderlich und ganz unzerlegbar sind, oder ob sie nicht nach Umständen, einer in den andern, umwandelt werden können.

Das dritte Product des Chemismus der Respiration sey endlich die durch die Zersetzung des Sauerstoffgases, welches in kohlen-saures Gas verwandelt wird, erzeugte thierische Wärme. Doch erkennt der Verf. die Respiration nicht für die einzige Quelle der thierischen Wärme, wie es schon mehrere Physiologen gethan haben; es gäbe der Quellen mehrere, zu welchen auch die Thätigkeit des Gehirns gerechnet wird, weil der Verf. beobachtet hat, daß ein Wahnsinniger in einer Kälte, wo der Rhein in eine Fußdicke Eismasse gefror, zwey Tage auf einem hohen Felsen liegend ohne Nahrung, und sehr leicht gekleidet ohne üble Folgen ausharren konnte. Übrigens schloß sich die Respiration auch an die Function der Haut und der Nieren, mit denen sie gemeinschaftlich das der Blutmasse heterogene, unbrauchbare und der Gesundheit widrige ausscheidet.

S c h ö n e K ü n s t e .

Catalogue raisonné de l'Oeuvre d'estampes de Martin de Molitor etc. par Adam de Bartsch, Cheva-

lier de l'ordre de Léopold, Garde de la Bibliothèque I. et R. de la Cour, et membre de l'Académie des beaux-arts à Vienne. A Nuremberg, chez J. F. Frauenholz et Comp. 1813. 71 S. in 8.

Als uns am 16. April 1812 *Martin von Molitor* durch den Tod entrissea wurde, beeiferte man sich, in mehreren Zeitschriften, Blumen dankender Erinnerung auf das Grab dieses großen Künstlers zu streuen. Der Verf. des vorliegenden Werkchens, war durch gleiches Gefühl, durch gleiche Gesinnungen, und durch einen zwanzigjährigen freundschaftlichen Umgang, zum Biographen des Verewigten mit Vorzug berufen. Wir sehen durch die Vorrede (Seite 1 bis 10) der allgemeinen Erwartung entsprochen, und glauben dem Andenken *Molitor's* schuldig zu seyn, in diese Blätter die wichtigsten Stellen auszuheben, durch welche Hr. von *Bartsch* die anerkannten Verdienste seines Freundes, mit der ihm eigenen Wahrheitsliebe und mit innigster Wärme zu verewigen trachtet.

Martin von Molitor ward im Jahre 1759, zu Wien in Oesterreich, von adelichen, aber unbemittelten Eltern geboren. Er widmete sich, erst in seinem siebzehnten Jahre, nach vollendeten Lehrkursen auf dem hiesigen Lyceum, ausschliessend der Kunst, und wählte das Fach der Landschaftsmahlercy. Seine Fortschritte waren so schnell, daß er in Kurzem für den besten Schüler des *Christian Brand* galt. Sein erhabenes Talent, und sein unausgesetztes Studium der Natur, erhoben ihn auf die Stufe der Vollkommenheit. Seine Öhlgemälde und in der Folge seine Mahlereyen in Gouache, wurden von Freunden und Kennern der Kunst mit gleicher Wärme gesucht und bewundert.

Molitor's Künstler-Talent war mit den schätzbaren Eigenschaften eines männlichen Charakters verschwistert. Er vereinigte den Gleichmuth und die Mäßigung eines Weisen, mit der Seelenruhe des biedereren Mannes und mit dem Frohsinne des unbefangenen Herzens. Jede seiner Gesinnungen, jede seiner Handlungen trug das Gepräge von strenger Redlichkeit, von hohem Seelenadel.

Er nährte durch fortgesetzte Lectüre classischer Werke seine literarische Bildung in den mannigfaltigsten Zweigen des menschlichen Wissens; die lateinische, französische, italienische und englische Sprache waren ihm mehr oder minder geläufig.

In hohem Grade bescheiden, so, daß ihn das Lob seiner Werke stets in die größte Verlegenheit setzte, ergriff er dennoch, mit seltenem Eifer und mit voller Dienstbereitwilligkeit, jede Gelegenheit, durch Mittheilung seiner Einsichten denjenigen zu nützen, welche sich bey ihm Rathes erholten. Ein gründlicher Kenner der Kunst, war er, bey Entwicklung ihrer Grundsätze, eben so treffend und klar, als beredt. Es bedurfte nur des leisesten Wunsches, so war er bereit, trotz seiner seltenen

Musse, die Zeichnungen junger Künstler mit eigener Hand zu verbessern, und sie durch leitenden Unterricht, als liebender Freund, als sorgsamer Vater, auf die Fehler der Erfindung oder Ausführung aufmerksam zu machen. Auch den bereits gebildeten Künstlern gewährte *Molitor* auf die uneigennützigste Art seinen Rath und seine Hülfe. Selbst *v. Bartsch* behauptet: er habe den Retouchen und Bemerkungen seines verblichenen Freundes, einen großen Theil der entscheidenden Wirkung zu verdanken, durch welche sich die Mehrzahl der von ihm, mit so geistreicher Nadel ausgeführten Blätter empfiehlt.

Molitor war einer der vorzüglichsten Kenner der Kunst. Sein Urtheil über Gemälde, Handzeichnungen oder Kupferstiche aus sämtlichen Schulen, war immer verlässlich, und eben so sehr auf den richtigsten Geschmack, als auf gründliche Erfahrungen gestützt.

Unser Künstler zeichnete sich durch seltene Thätigkeit aus. Wir danken seinem unermüdeten Fleiße eine große Zahl vorzüglicher Werke. Von der Ölmahlerey ging er auf jene in Gouache über, welche er, nach einer ihm eigenen Art, auf blauem Papiere mit besonderer Geschicklichkeit betrieb. Durch die häufigen Bestellungen der Kunstfreunde genöthigt, widmete er sich in den letzten zwölf Jahren seines Lebens fast ausschließend nur dieser Zeichnungs-Art.

Zu seinem Vergnügen ergriff *Molitor* zuweilen auch die Radier-Nadel, die für diesen mit jeder Zeichnungs-Art so vertrauten Künstler geschaffen schien. Die von ihm gelieferten Kupferstiche vereinigen Originalität der Erfindung und schöne Wahl in der Zusammenstellung der Gegenstände mit Geschmack, Richtigkeit und Leichtigkeit in der Ausführung. —

Wir setzen dieser kurzen Biographie das interessante Datum bey, daß *Molitor* zum Fortgange der hiesigen Künstlerschule, auch dadurch wesentlich mitgewirkt, daß er an der hiesigen k. k. Akademie der vereinten bildenden Künste in den Sälen der Landschaftszeichner die Professoren *Christian* und *Friedrich Brand* durch mehrere Jahre aus freyer Wahl und ohne irgend eine Entschädigung supplirte, und in Gesellschaft seiner Schüler und Freunde, fast jährlich abwechselnde, dem Studium der Natur gewidmete Reisen unternahm. —

Wir hätten ferner gewünscht: daß *Hr. v. Bartsch*, mit seiner gewöhnlichen im *Peintre-Graveur* so oft bewährten Falschheit, die dem *Hrn. v. Molitor* eigene, zwar der Natur so ganz entlehnte, aber dennoch auffallend charakteristische Manier in der Wahl seiner Gegenstände, und in der Art ihrer Behandlung als Zeichner und Mahler, wenigstens mit einigen Worten, geschildert hätte.

Wir finden von Seite 11 bis 42 das Verzeichniß der 52 von *Molitor* selbst geätzten Blätter. Es

empfiehlt sich durch die größte Vollständigkeit. Eine vielleicht ganz unbedeutende, nur auf Tradition gegründete Bemerkung: daß die Blätter 30, 31, 32, 33, 34 und 36 zur Bildung einer abgesonderten Folge von sechs Blättern bestimmt waren, scheint dem *Recn.* einer flüchtigen Bemerkung würdig. Seite 38 steht durch ein Versehen, in der 6. Zeile der Satz: *la Statue d'une Vierge*, der, nach dem Gefühle des *Recn.*, so lauten sollte: *une Statue de la Vierge*; weil ihm dünkt, daß nur dann unter dem generischen Namen Jungfrau, die heilige Jungfrau verstanden werden kann.

Von Seite 43 bis 71 beschreibt *Hr. v. Bartsch* die nach *Molitors* Zeichnungen oder Gemälden von mehreren Künstlern gelieferten Kupferstiche; und zwar

3 Stücke von ihm selbst	Seite 66 und 70.
1 Stück von <i>Friedrich Brand</i>	— 65.
11 Stücke von <i>Duttenhofer</i>	— 66, 67 und 68.
39 — — — <i>Gabet</i>	— 43 bis 57.
3 — — — <i>Gauermann</i>	— 57, 67 und 68
2 — — — <i>Le Gros</i>	— 68 und 69
2 — — — <i>Haldenwang</i>	— 61
4 — — — <i>Moesmer</i>	— 58 und 59.
18 — — — <i>Piringer</i>	— 62 bis 65.
7 — — — <i>Seyffer</i>	— 59 bis 60.

Überdies werden Seite 61 und 62 noch zwey Blätter angeführt, welche *H. J. Schütz* nach *Molitor* geätzt zu haben vorgibt, bey deren näherer Prüfung wir jedoch mit *Hrn. von Bartsch* für die Meinung stimmen, daß sie unserem Künstler in jeder Beziehung fremd sind.

Die vom *Verf.* S. 56 im Artikel Nr. 38 bestimmt angeführte Bemerkung: *cette inscription est à rebours*, bedarf, zur Vermeidung aller Mißverständnisse, des ergänzenden Beysatzes: *dans toutes les premières épreuves, celles qu'on rencontre ordinairement, portent la même inscription de la gauche à la droite, et on distingue encore les traces des lettres effacées sur la marge d'en-bas.*

Die Verleger dieses Katalogs haben sich übrigens durch Papier, durch Lettern, und durch Correctheit bestens empfohlen. *Rec.* bemerkte nur drey mehr oder minder bedeutende Druckfehler; nämlich:

Seite 5	3. Zeile statt <i>par artistes</i> lese man <i>par des artistes.</i>
— 30	6. Zeile statt <i>une Souche</i> lese man <i>un Saule.</i>
— 54	2. Zeile von unten, statt <i>le marge</i> lese man <i>la marge.</i>
— 60	9. Zeile statt 3 setze man 5

Am Schlusse kündigen die Verleger das bey ihnen erschienene vom *Hrn. v. Bartsch* radierte Portrait des *M. v. Molitor* an; wir hätten gewünscht, daß der verdienstvolle Kupferstecher, bevor er diese Arbeit unternommen, die Epoche abgewartet hätte, wo der gemilderte Schmerz über den Verlust seines Freundes, seiner Hand größere Freyheit in der Ausarbeitung gestattet hätte. —

X. v. H—r.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 64.

Dienstag, den 10. August

1815.

Ö k o n o m i e.

Die Rindviehzucht in ihrem ganzen Umfange, oder deutlicher, auf vieljährige Erfahrung gegründeter, Unterricht diesen einträglichen Zweig der Landwirthschaft auf die vortheilhafteste Art zu betreiben. München, in der *E. A. Fleischmannischen* Buchhandlung.

Diese Schrift, 35 Bogen stark, deren Verf. sich zu nennen — aller Wahrscheinlichkeit nach aus Bescheidenheit — nicht für räthlich gefunden hat, erfordert um sie und durchzulesen eine *Hiobs* Geduld, und ist leider um ein halbes Seculum zu spät für das ökonomische Publicum erschienen. Vor 50 Jahren würde eine solche Schrift willkommen gewesen seyn, aber in unsern Tagen ist es wahrlich Schade um Papier und Druckkosten, da das etwaige Gute, welches die Schrift hin und wieder enthält, schon zu oft geschrieben worden ist, und die Unrichtigkeiten derselben zu scharf ins Auge fallen. Rec. kennt die eigentliche Tendenz dieser Schrift nicht. Der Verf., welcher, wie es scheint, für die Landwirthe in Bayern geschrieben hat, äußert selbst: daß der Bauer in Bayern weder lesen noch schreiben, noch schriftliche Vorschläge zur Verbesserung der Landwirthschaft benutzen könne. — Dieses dürfte auch in vielen andern Ländern der Fall seyn — und das lesende Publicum in und außer Bayerns Gränzen hat schon viel bessere und schmackhaftere Kost genossen, als die, welche der anonyme Verf. seinen Gästen aufzutischen bemüht ist, und ihr Gaumen ist durch die schon genossene bessere Kost so verwöhnt, daß diese Kost ihnen unmöglich je behagen und schwerlich ihr Glück bey ihnen machen wird. Zum Belege dessen, führt Rec. nur folgendes an, woraus der Leser auf das Übrige schließeln kann. Seite 20 und 21, wo von der Verbesserung der natürlichen Wiesen gesprochen wird, heißt es: hat man gut

Achttes Heft.

ten fetten Teichschlamm, oder gute Moorerde, oder Kalkmängel, so kann man auch diese Mittel zur Düngung magerer Wiesen sehr nützlich anwenden, wenn man dergleichen Dünger 2 bis 3 Zoll hoch auffährt, und fein gleich auf der Wiese verbreitet. Schon unter 2, vielmehr aber 3 Zoll hohem Teichschlamm wird jede gute Grassorte ersticken, und nur die schlechtern, als Disteln, Pferdekümmel, werden durch die Schlammdecke durchstechen zum Zeichen, daß vorher eine Wiese hier existirte. Ferner wird gesagt: es sey besser magere Wiesen umzupflügen als sie bestehen zu lassen — gut gesagt. — Aber man höre weiter: »wenn das Gras im August abgemähet worden ist, so wird der Rasen ohngefähr 2 bis 3 Zoll stark abgeschält, und so lange liegen gelassen, bis die Wurzeln des verkehrt liegenden Rasen vertrocknet sind, und das Gras zu faulen angefangen hat, worauf das Land nochmals durch Pflügen und Eggen wohl umgearbeitet, vorWinters noch kurzer Düngen aufgefahren, und dieser untergeplügt wird.« — Muß nicht schon der dumme Bauer lachen, wenn er dieses hört, und wird der besser unterrichtete Landwirth, wenn er so etwas liest, nicht unwillig das Buch aus der Hand werfen? Trägt dieser Neubruch nicht ohne Dünger die drey ersten Jahre seine Früchte? Hat man denn den Dünger bey der Landwirthschaft so überflüssig, daß man ihn auf einen Neubruch fahren kann, und wo ist der Thor, der, wenn er es auch zu thun im Stande wäre, dieses thun würde? Und läßt sich denn ein neuangerissenes Feld, zumal aus einer vorher bestandenen Wiese, in drey Monaten drey-mal bearbeiten? da der Rasen kaum in drey Monaten gehörig und so fault, daß er sich durch die Egge zerreißen läßt? S. 23 wo von der Bewässerung der Wiesen gesprochen wird, heißt es: auf der Wiese müssen Kanäle zur Aufnahme des Wassers angelegt werden — ist das gleichviel wo sie angelegt werden? — »an deren Seiten werden wieder kleinere Gräben aber nur ganz flach angebracht, & darum flach angebracht, damit die Distanz von dem Hauptgraben bis da wo das Wasser aus diesen klei-

nen Kanälen auf die Wiese tritt, nicht so groß werde, weil dieser Theil nicht gewässert werden kann — aber man höre die Gründe des Verf., damit das Wasser weder zu tief in die Erde hinein dringe, noch sich zu geschwind verliere. S. 41 sagt der Verf.: »es widerspricht der Vernunft und Erfahrung, daß der Klee schlechte Felder verbessere, oder ihnen zur Düngung gereiche, wenn man denselben mit sammt seinen Wurzeln wieder unterpflügt, wenn man das Land nicht düngt, sondern die Düngung vom Klee bloß allein erwarten will. Ich läugne zwar nicht, daß der mit seinen Blättern und Wurzeln untergeackerte Klee dem Lande wieder etwas Nahrungstheile zuführe, aber doch nie mehr als die Blätter und Wurzeln der Kleepflanzen bey sich führen.« — Mehr Nahrungstheile, als in den Blättern und Wurzeln der Kleepflanzen enthalten sind, soll der Klee dem Acker auch nicht zuführen; wenn er ihm diese nur zuführt, so verbessert er unwidersprechlich das schlechte Feld. — Das sagt beydes, Vernunft und Erfahrung. Wie der Mensch am besten durch Fleisch genährt wird, so wird die Pflanze am besten durch Pflanzen genährt. Wir sehen dieses an den Waldungen, die nie einen andern Dünger erhalten als den vegetabilischen, durch abfallende Blätter, die mit der Zeit vermodern, und durch Moder und Fäulniß den Kohlenstoff bilden, der in Verbindung mit Wasser und Sauerstoff, ihnen alle die Nahrung zuführt, die sie in einer so erstaunlichen Menge brauchen, bis sie den bestimmten Grad von Vollkommenheit erreicht haben. Was der durch Pflanzen entstandene Kohlenstoff in Waldungen thut, das thut er auch auf den Fruchtfeldern. Man kann daher dem schlechten Acker durch nichts besser aufhelfen, als durch den Klee, der nicht nur den animalischen Dünger im Überflusse schafft, sondern auch einen nicht unbeträchtlichen, vegetabilischen, oder Pflanzendünger auf dem Acker zurückläßt; und hat man es dahin gebracht, daß der schlechte Acker Klee trägt — wozu er allerdings durch Gyps oder Steinkohlen-Asche zu bringen ist — dann ist für ihn alles gewonnen. Dies sagt auch die Erfahrung. Steht auf einem umgerissnen Kleefelde, wenn man ihm auch nicht mit animalischem Dünger, zu Hülfe kam, — wenn mit dem vegetabilischen Dünger, welchen der Klee auf dem Acker zurückläßt, auch animalischer verbunden wird, so bewirken sie Wunder, gleichsam eine neue Schöpfung — das Getraide nicht weit besser, als auf einem Brachacker dem keine Kraft entzogen wurde, dem man aber so wenig als dem Kleeacker Dünger gab? — Der Verf. fährt fort: »es fragt sich erst, woher nahm der Klee seine Nahrung, die er dem Acker durch seine Blätter und Wurzeln mittheilt? Zog der Klee nicht alle Nahrungstheile, die er zu seinem Wachsthum brauchte, aus dem ohnehin magern Acker

vollends heraus? Diese Frage kann wohl kein Ökonom anders als mit Ja beantworten.« — Kein einziger Ökonom, der auf den Namen eines denkenden Ökonomen Anspruch macht, wird dem Verf. die aufgeworfene Frage mit Ja beantworten. Die Pflanze nimmt die zu ihrem Wachsthum nöthigen Kräfte oder Nahrung nicht allein aus dem Boden, wie der Verf. wähnt, sondern großentheils auch aus der Atmosphäre: Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Atmosphäre an der Vegetation der Pflanzen eben so viel Antheil hat, als der Erdboden. Es ist bekannt, daß ohne Luft auch in dem bestgedüngten Boden keine Pflanze leben, und vegetiren kann. Die gänzliche Entziehung derselben, bringt derselben sehr bald den Tod. Vorzüglich scheint derjenige Bestandtheil unserer Atmosphäre, den wir Sauerstoff nennen, von dem kräftigsten Einflusse auf die Vegetation der Pflanzen zu seyn. Man bringe die Pflanze in den bestgedüngten Boden, entziehe ihr aber die Luft, und sie wird aufhören zu leben. Sehr merkwürdige Beispiele liefern uns hierzu die Polypen, die, sobald man sie unter die Glocke gebracht, und ihnen die Luft entzogen hatte, sich zusammen legten, und entschliefen. Eben so viel Antheil hat Luft, Wärme und Wasser, an dem Wachsthum der Pflanzen. Durch des Wasser wird nicht nur der im Boden befindliche Stickstoff aufgelöst, sondern es wird auch der Pflanze viel Sauerstoff zugeführt, den das Wasser bekanntlich neben dem Wasserstoff enthält. Wir können also diese vier Himmelsgaben, Licht, Luft, Wärme und Wasser mit Recht als die Freunde und Schutzgeister der Pflanzen ansehen, die wesentlich wenn nicht noch mehr, doch eben so viel zur Vegetation derselben beytragen, als der Boden. Besonders wird dieser Proceß durch die Nacht begünstigt, wo die Pflanzen aus dem Zustande der Ausdünstung in den Stand einer starken Einsaugung treten. Man bestreut deshalb den Kleeacker mit Gyps, einer mit Schwefelsäure verbundenen Kalkerde, welche die mit der Atmosphäre verbundenen Gasarten anzieht, sie durch die rauhen Blätter und hohlen Stengel des Klees dem Acker zuführt, und eben dadurch die größere Fruchtbarkeit desselben bewirkt. Dieses ist nicht Hypothese, sondern bewiesene Wahrheit; denn jede Kalkerde thut dieses schon in Kammern und Kellern, wo sie das bey der Gährung sich entbindende kohlenstoffsaure Gas — fixe Luft — die für die animalische Respiration so gefährlich ist, absorbiert, und die atmosphärische Luft davon reiniget. Was der Kalk in Kammern, Gewölben und Kellern thut, das thut der Gyps auf dem Kleefelde. — Dies nur darum, um dem Verf. zu zeigen, daß der Klee auch schlechtere Felder verbessert, seine Nahrung nicht bloß aus dem Acker nimmt, und nicht wie der Verf. behauptet, den

Acker arm an Nahrungstheilen, sondern reicher daran macht. S. 61 gibt der Verf. Anweisung, die Hälfte der Brache zum Körnerbau anzuwenden, und macht eine Berechnung des Ertrags, der sich auf dem Papier sehr gut ausnimmt, aber nie zur Wirklichkeit gebracht werden kann. Der Acker hat bey der Dreyfelderwirthschaft schon zweymal Körner, Korn und Gerste getragen — im dritten Jahre, wo er in die Brache kommt, und billig mit Körnerbau verschont werden muß — soll er ohne Dünger, den der Dünger reicht bey der Dreyfelderwirthschaft im Frühjahr kaum zu Kartoffeln, Kraut, Rüben, Flachs, u. dergl. hin, die dritte Körnerfrucht tragen, von welche der Verf. durch die Bank das fünfte Korn zur Ernte annimmt; das vierte Jahr kommt dieser Acker wieder ins Winterfeld, wo er die vierte, und im fünften Jahr ins Sommerfeld, wo er die fünfte Körnerfrucht tragen soll — also fünf Körnerfrüchte hinter einander. Das heiße ich doch wirthschaften! Und so Etwas kann der Verf. schreiben zu einer Zeit, worin man über die Vortheile der Wechselwirthschaft, wo nicht zwey Körnerfrüchte auf einander folgen, sondern wo Klee und Knollengewächse mit dem Körnerbau abwechseln, schon ziemlich einverstanden ist? — *Sapienti sat!* — Rec. müßte ein Buch schreiben, das halb so stark wäre, als vorliegendes Werk, wenn er alle Unrichtigkeiten nur andeuten wollte. Damit aber doch die Leser wissen, was sie in diesem Werk zu suchen haben, so dient zur Nachricht, sie finden hier Belehrung über Wartung und Behandlung der Zuchtkälber, über Wartung und Fütterung der Kühe; über Wartung und Fütterung der Zuchtchsen; über Mastung des Rindviehs überhaupt; über Heilung einiger Krankheiten desselben; und ein eigenes Kapitel über das Buttermachen; schwerlich aber werden sie sich durch diese Lectüre Belehrung verschaffen; denn das meiste ist so trivial und bekannt, dafs es unsere Bauern und Bäuerinnen besser wissen, als der Verf. es ihnen sagen kann. Das Beste in dem Werke ist, was der Verf. aus andern Schriftstellern entlehnt hat, die er auch namentlich angibt; und dies gilt besonders von dem letzten Kapitel über einige Krankheiten des Viehes und deren Heilung. S. 473 verspricht der Verf. das Publicum mit Belehrungen über die Wartung und Behandlung anderer Vieharten heimzusuchen. Dafür behüte uns Gott! denn wir haben an diesem schon genug und übersatt.

Heilkunde.

(Pathologische Anatomie.)

Handbuch der pathologischen Anatomie von *Johann Friedrich Meckel*, Professor der Anatomie zu Halle, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Erster Band. Leipzig bey *Carl H. Recclam* 1812. S. 759. in gr. 8. (1. L.)

Dieses Buch, die Frucht eines grossen Fleisses, mühsamer Forschungen, und eines reifen geordneten Geistes muß für jeden Physiologen von hohem Interesse seyn. Es zeigt nicht nur eine tiefe Kenntniß der Entwicklungsgeschichte thierischer Organismen, sondern es waltet über dem Historischen eine grosse, leitende Idee, eine höhere Ansicht der allgemeinen, einem Gesetze unterworfenen Evolution organischer Formen.

Der Hr. Prof. *Meckel* hat die Gränzen der pathologischen Anatomie viel weiter hinausgesteckt, als es bisher üblich war, indem man mit Ausschließung aller ursprünglichen, keiner Hülfe der Kunst unterliegenden, oder der unschädlichen Abnormitäten, zum Behufe der practischen Medicin nur diejenigen, durch welche eine Krankheit bedingt wird, und die secundären, in Folge eines später delectirenden Lebensprocesses entstandenen, in die pathologische Anatomie aufnahm. Die Wissenschaft selbst steht höher, als sie durch diesen Gebrauch, den die Medicin von ihr macht, gestellt wird. Der Hr. Verf. gibt ihr ihr ganzes Gebiet, in welches alle Abnormitäten sowohl die der Form, als die der Textur gehören. Sie ist also nicht nur ein allgemeines *visum et repertum* abnormer Gestaltungen (denn Textur ist doch nur innere Gestaltung) des menschlichen Organismus, eine Geschichte aller Deflexe von der Norm, sondern sie soll auch ein Codex seyn, der die Gesetze enthält, unter welchen jene stehen. In diesem Geiste ist vorliegendes Buch geschrieben, dessen Historisches eben so reich, als das Philosophische interessant ist.

Alle Abnormitäten (der festen Theile; denn die der flüssigen werden vom Hrn. Verf. der pathologischen Chemie — einer künftigen Wissenschaft — zugewiesen) zerfallen in zwey Hälften, in die der *Form* und die der *Textur*, und folglich das ganze Werk in zwey Bücher. Der vorliegende erste Band handelt in 17 Abschnitten von der ersten Classe der *ursprünglichen* Formabweichungen, welche diejenigen Mißbildungen oder mangelhaften Bildungen begrift, die der Hr. Verf. *Hemmungsbildungen* nennt.

Der Hr. Verf. geht nämlich von dem Satze aus, dafs das Thier im Ganzen oder noch öfter in einzelnen Theilen auf einer der frühern Stufen der

Fötalevolution gehemmt werde, zwar an Masse wachsen könne, aber die Fötalform behalte, und diese aus dem Parasitenleben ins selbstständige atmosphärische mitnehme. Die auf diese Weise entstandenen Abnormitäten werden in dem ersten Bande abgehandelt. Er enthält einen großen mit seltnem Fleiß und mit Kritik gesammelten Reichthum von Beobachtungen, mit Anführung des Beobachters. Der erste Abschnitt enthält die Hemmungsbildungen des Eyes; die übrigen die des Individuums, an welchen sie durch die Systeme und die Organe durchgeführt werden. Diese Mißbildungen sind unter sich an demselben Organe in Rücksicht ihrer Größe sehr verschieden; einige stehen dem normalen Zustande sehr nahe, während sie in andern Fällen diesen kaum noch erkennen lassen; sie bilden daher Reihen, auf deren Herstellung der Hr. Verf. sehr bedacht war. Unter den abnormen Bildungen, welche da hervortreten, ähneln mehrere der Bildung der gleichnamigen Organe bey Thieren. Diese Ähnlichkeit veranlaßt den Hrn. Verf. mit mehreren andern Naturforschern, anzunehmen, daß die Menschenform als die höchste und ausgebildetste in der organischen Welt die tiefern und untergeordneten involvire, und daß folglich, wenn solche mit subalternen Thierbildungen congruierende Deflexe vorkommen, diese nichts anders als die hervortretenden Thiertypen sind.

Die Idee ist scharfsinnig, hat etwas Großes, und auf den ersten Anblick Befriedigendes, und ein Versuch, sie auf die Erfahrung anzuwenden, ist wenigstens eine schöne Aufgabe; doch scheint sie Recn. noch viel zu hypothetisch, um dem Gegebenen als geistiges Band, und als die ein Factum erklärende, und in sich aufnehmende Idee zu dienen. Wenn in einem Theile eines Organismus, also eines geschlossenen Ganzen, die rechte Form verlassen ist, muß eine andere an ihre Stelle treten, und diese kann doch wohl nicht eine dem organischen Leben fremde seyn.

Der obigen Idee zu Folge sind also alle Thiertypen nur unvollkommen gebliebene Ausdrücke einer ursprünglichen, vollkommenen Bildung, gleichsam Resultate von Hemmungen einer nach dem Vollkommensten strebenden Plastik, und dieses ist in naturhistorischer Hinsicht, d. i. in Hinsicht auf die gegebenen und sich regelmäsig wiederholenden Formen wahr; aber man würde zu weit gehen, wenn man sie als für die Naturlehre, oder wenn man will, für die Naturphilosophie gültig ansehen wollte, die sich mit den Gesetzen des der Materie schon inwohnenden, und nur mit seinen Trägern sich evolvirenden Lebens, der Gestaltung, beschäftigt; denn einer jeden sind schon ihre Elemente gegeben, und diese können nur ihrer Natur gemäß zusammen sich fügen. Die Aberrationen gehören doch

niemahl einem fremdartigen Bildungsgesetze an. Es gibt in der Natur Reihen der Formen, und naturhistorische Übergänge, aber keine Übergänge der Dinge selbst; die Glieder der Reihen stehen fest. Aus dem, daß es Stufen gibt, folgt nicht, daß die Stufen sich fortbewegen, was doch offenbar wäre, wenn der höhere Organismus die untern durchliefe, um bey seiner Form anzulangen. Wenn man auch einige Mißbildungen als Fötalformen, andere als Thierformen angibt, wie erklärt man diejenigen welche keines aus beyden sind — wie gänzlichen Mangel? Man muß durchaus ein allgemeiner waltendes Gesetz aufsuchen, dem auch die Krystallisation unterliegt, weil jede Gestaltung nur Krystallisation ist; nur verhält sich die unorganische zur organischen beyläufig wie Electricität, wo nach der Entladung Stillstand eintritt, zum Galvanismus, wo der Proceß durch fortwährende Differenzirung sich erneuert.

Der angenommene Parallelismus zwischen einigen Abnormitäten und Thierbildungen ist dem Hrn. Verf. allenthalben sehr gegenwärtig, und er findet ihn z. B. auch (S. 398) in dem Zustande der blindgeborenen Thiere, und der *ophthalmia neonatorum*, bekanntlich einem bloß dynamischen, gewöhnlich durch Contagion vom weissen Fluß der Mutter neu eingeführten Deflex.

Natürlicher Weise muß in diesem Buche von unsern Generations-Theorien die Rede seyn, und der Hr. Verf. spricht — wie Recn. scheint, mit allem Recht, gegen die präformirten Keime, deren Annahme gar nichts weiter als bequem ist. Diese Theorie gewährt durchaus keine allgemeine Ansicht der Naturbildungen, indem sie schon die größere Hälfte der Naturkörper, die unorganischen ausschließt. Nach der Meinung des Recn. ist das Zusammentreten organischer Agentien, z. B. des männlichen Saamens, und der Bläschenfeuchtigkeit zu einem Menschenkörper, oder des Pollens mit dem unbekanntem Dinge im Pflanzengerme zu ihren Samen gar nichts anders als die Intussusception sich angreifender chemischer Agentien. Der Krystall — die Form — ist auf der Stelle da, z. B. wenn sich Salzsäure und Ammonium — beyde in Gasgestalt — berühren. — Es kömmt in beyden Hälften der Wesen oft nicht zur gelungenen Form, ja oft gar nicht zur Gestaltung. Die Bedingungen, von welchen dieses alles abhängt, sind noch viel zu wenig bekannt; vielleicht ist noch etwas Drittes dazu nöthig — wie es bey Krystallen, welche Wasser brauchen, wirklich der Fall ist — vielleicht vom Uterus, bey Pflanzen von den Cotyledonen. Die Doppelmißgeburten werden nur durch diese Ansicht leichter zu erklären seyn; denn sie kommen im Mineralreiche sehr häufig vor, so wie andere analoge Abnormitäten, z. B. die *Hemitropie*. Der Hr.

Verf. widerlegt mit einem Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn, und — wie es wohl nicht anders seyn kann — siegreich die Behauptung derjenigen, welche die Doppelmißgeburten als zwey in den ersten Zeiten des Fötuslebens discrete, aber im Nebeneinanderseyn verwachsene Individuen ansehen; so wie er die Entstehung der Mißgeburten durch äufere, mechanische Ursachen mit Recht nicht zugeben will.

Nach der Meinung des Hrn. Verfs. entstehen Mißgeburten durch Veränderungen, welche der *Embryo* in seiner ersten Periode des Seyns durch in ihm selbst entstehende Momente, oder durch Abänderung des Nutritions-Processes erleidet. Rec. gesteht, die erstere Ursache nicht recht begreifen zu können; denn er glaubt nicht, daß eine ursprüngliche der Materie inhärende Kraft aus sich selbst, gleichsam freywillig, deflectiren könne, ohne alle Perturbation von außen. Man findet es nicht bey der Schwere, bey der Cohäsion, Affinität, u. s. w. Er glaubt vielmehr, daß, indem aus dem Conflict der beyden zeugenden Stoffe das neue Individuum mit seinen Qualitäten hervortritt, über die Gestaltung schon entschieden ist, daß dabey die Neigung zu einer Abnormität schon gegeben werden müsse, und daß weiter keine mehr Statt finden könne, aufer durch eine Perturbation, die den Lebensprocess zuerst dynamisch abändert und krank macht; und dieses gibt die zweyte vom Hrn. Verf. gesetzte Ursache. Wir wissen eigentlich so gut als nichts von den Krankheiten des Fötus, und fast nur, daß sie existiren, und es wäre ein ungemeines Verdienst, das sich nur ein so fleißiger und tiefer Forscher, wie der Hr. Verf. ist, erwerben kann, dieses Dunkel mehr aufzuhellen.

Die practische Medicin geht, wie begreiflich, bey Untersuchungen dieser Art fast leer aus, doch ist manches, z. B. der Abschnitt von den Kopfwassersuchten, auch für diese wichtig und fruchtbar.

Der Druck ist gut, der Druckfehler nur wenige — wichtigen fand Rec. fast nur einen: S. 271 Zeile 16, wo Fuß anstatt Zoll steht. S. 410. Z. 2 soll es wohl heißen: Nase und Gehörorgan. Ist die Angabe der Wassermenge in einem Wasserkopfe von *Lechel* S. 272, welcher 50 Pfund enthielt, wohl glaublich? Das wären mehr als 33 Wienerpfunde = 13, 2 Wienermaße = 0,33 W. Eymers = 18,67 Liter, fast 0,6 W. Kub. F. bey einem dreymonathlichen Kinde. Wenigstens gehörte der Fall zu den außerordentlichsten.

Alle Hemmungsbildungen, welche dem Recn. bekannt geworden sind, fand er wirklich in diesem Buche verzeichnet, bis auf eine. Es war eine fußlange Verengerung des Ileums, welches an dieser Stelle einem Kindesdarm glich. Der fast fünfzigjährige Mann hatte immer sehr lange Zeit mit

jeder Stuhlentleerung zu thun, was sonderbar ist, da doch nur die *contenta* des *colons* entleert werden. Er starb an einer *Enteritis*.

Nun noch ein paar Bemerkungen über einzelne Stellen. S. 4 sagt der Hr. Verf. bey der Eintheilung der Anatomie, daß die Rücksicht auf den Einfluß gewisser Bedingungen der Organisation auf die Lebensfunction zu der sonst üblichen Benennung von pathologischer oder krankhafter, oder practischer Anatomie berechtige. Die practische Anatomie schließt doch wohl auch die *normalen Bildungen* in sich. — S. 1 steht: »die Form der Organe ist eine wichtigere und allgemeinere Bedingung als ihre Textur.« Wohl nur für den Anatomen; denn physiologisch betrachtet, möchte das Verhältniß umgekehrt seyn.

Slavische Sprache in Innerösterreich.!

Deutsch-Slovenisches Lesebuch, enthaltend verschiedene Erzählungen, Fabeln in gebundener und ungebundener Rede, Gespräche, moralische Denksprüche, Lieder, Räthsel, einen kurzen Umriss der Geschichte der alten Slaven, Sprüchwörter, allerley nützliche Redebildungen, nebst einer kurzen biblischen Geschichte. *Némško - Slovénsko Branja, v katerih se snajdejo (!) rasne P(p)rávlize, B(b)afnje ali F(f)abule v' svésanim (vésanim) ino prostim govóru (prosti besédi?), P(p)ogóvori, P(p)ripovísti véstniga sadershánja (!) P(p)ésmi, V(v)gánke, kratek obras H(h)istórije starih nekđajnih (?) Slovanov, P(p)rigóvori, mnogotére korístne V(v)ade v' govórnju, ino S(s)godbe svéte na kratkim.* Herausgegeben von *Johann Nep. Primitz*, öffentlichem Professor der Slovenischen Sprache an dem Lyceo zu Grätz. Grätz, bey *Joseph Miller*, 1813. 146 S. in 8.

Das Werkchen ist in gespaltenen Columnen gedruckt; die eine enthält den deutschen, die gegenüberstehende den Text des slavischen Dialects, wie er in Steyermark, Kärnten, Krain u. s. w. gesprochen wird. Das Meiste ist Übersetzung aus dem Deutschen. Unter den Gedichten ist der vierte und fünfte Aufsatz originell-slovenisch, und aus den *Péjme sa pokušino (pokúshnja)* (Lieder zum Verkosten!) des Hrn. *Vodnik*, Professor's zu Laibach, mit einigen wenigen orthographischen und

andern Abänderungen abgedruckt; bey dem sechsten, siebenten und achten gibt Hr. Pr. selbst den Hrn. Kaplan Jarnik in Klagenfurt, als Verf. an. Die *svéte sгодbe* sind aus dem *Keršhánski navuk sa Ilirské deshéle* abgeschrieben, welcher im Jahre 1811 in Laibach erschien. Hr. P. hat, ohne seine Quelle zu nennen, nur hie und da in einzelnen Worten und in der Orthographie, oft sehr unglücklich, etwas verändert.

Über den Zweck und die Tendenz dieser seiner Schrift erklärt sich der Hr. Verf. in der Vorerinnerung selbst folgendermaßen: »Dieses Lesebuch war anfangs für die slovenische Schuljugend auf dem Lande bestimmt, und daher der Inhalt desselben bloß auf das jugendliche Alter berechnet. Nachdem mir aber mittlerweile von den höchsten Behörden der Steyermark die Leitung der neuen, rühmlichen, zur Verbreitung und Beförderung des slovenischen Sprachstudiums gegründete Lehranstalt anvertrauet worden, und ich bey dem Antritte meines Lehramtes noch gar kein brauchbares Lesebuch, das ich meinen Zuhörern mit Nutzen anempfehlen könnte, vorfand: so legte ich neuerdings Hand an dieses Werkchen, änderte manches darin ab, und vermehrte es mit einigen, wie ich hoffen darf, auch für Erwachsene nicht uninteressanten Sprachübungen. Wie schwer es sey, in einer bisher noch so wenig cultivirten Sprache, wie es die Slovenische ist, etwas Vollkommenes und den Forderungen eines Jeden Genügendes zu liefern, weiß Jedermann, der schon selbst je ähnliche Versuche gemacht hat. Daher werden mir von Kennern gemachte schriftliche oder mündliche, mit Gründen unterstützte, Bemerkungen und Zurechtweisungen, immer sehr willkommen seyn. Das verehrungswürdigste Publicum möge also einstweilen mit diesem kleinen Hülfsbüchelchen fürlieb nehmen, bis ich im Laufe der Zeit durch eigene Vervollkommnung und Unterstützung patriotisch gesinnter Männer in den Stand gesetzt werde, grössere und zweckmäßiger eingerichtete philologische Behelfe ans Licht zu geben.«

Rec. hat diese Vorerinnerung geflissentlich ganz hieher gesetzt, damit der Leser den Ton des Hr. Pr. und die Erwartungen kennen lerne, zu welchen ein solcher Ton berechtigt. Rec. wenigstens erwartete von einem Manne, der in einem solchen Tone auftritt, der sich als Führer des slovenischen Sprachstudiums ankündigt, und der noch dazu seine kleine Schrift schon das zweyte Mal umgearbeitet hat, von einem solchen Manne erwartete Rec. etwas Classisches —: allein er fand sich geläuscht! Über den Inhalt dieser Schrift hat Rec. nichts zu erinnern; aber desto mehr über die Sprache, welche, nach Angabe des Hrn. Verfs.

selbst, der Zweck dieser ganzen Schrift ist. Die *Vodnikischen* und *Jarnikischen* Gedichte ehrenvoll ausgenommen, muß Rec. bekennen, daß er oft mehrere Seiten lesen mußte, bis er auf einen durchaus ächt slovenischen Satz stieß. Durchgängiges Germanisiren, und Soloecismen aller Art charakterisiren diese Schrift. Rec. will Beyspiele geben, sowohl um sein Urtheil zu begründen, als um Hrn. P. willkommenen Berichtigungen (bey seiner sichtbaren Liebe zur Muttersprache traut er ihm wirklich so viel Selbstverläugnung zu) an die Hand zu geben, und endlich um die Ehre seines unter dem *Volke*, auf dem Lande noch in voller Reinheit blühenden, nur in *Büchern* durch ungeschickte Schriftsteller verunstalteten Dialects zu retten. Während man sich angelegen seyn läßt, den *Artikel*, welchen die slavische Sprache eben so wenig als die lateinische kennt, aus unsern germanisirenden slovenischen Büchern auszumerzen; tritt der Hr. Verf. mit diesem ausländischen Blümchen in einer Schrift auf, die zur Verbreitung und Beförderung des slovenischen Sprachstudiums als Muster aufgestellt wird. Gleich S. 7 fängt er damit an: *Na enkrat sagléda Franzik te (!) sadne vertne vrata odperte etc.* Und gleich darauf: *O, rezhe Franzik, oni (!) so le menili, de nejmava (!) škos te (!) vélke vrata tje vun (!) na zésto letéti etc.* Sollte denn *sadne vrata, vélke vrata* ohne Artikel nicht recht seyn? *Odpri sadne vrata, perpri vélke vrata, sadne vrata vidim odperte, škosi vélke vrata* — oder besser — *per vélkih vratih pojmo v zerkve etc.*, diese und derley Phrasen hört Rec. wohl täglich aus dem Munde des Landmannes; nur der germanisirende Städter mag etwas daran vermischen wollen. *Sadne vertne vrata* aber würde der Landmann freylich auch nicht leicht sprechen; die Kakophonie *sadne vertne* ist ihm zu hart. Er würde *vertne* in diesem Contexte ganz weglassen; oder, wenn er diesen Begriff doch auch mit ausdrücken wollte, so würde er sagen: *Na enkrat sagléda Franzik sadne vrata odperte na vertu* — oder — *na enkrat sagléda Franzik vrata odperte sadej na vertu*. Den zweyten Satz aber würde er beyläufig so ausdrücken: *Menili so le (ozhe), de naj per vélkih vratih is verta na zésto ne létava* — oder — *de is verta na zésto ne létajva per vélkih vratih* — oder — *de ne sméva na zésto létati per vélkih vratih*. Muß denn alles auf gut parvistisch übersetzt werden? haben nicht Sprachen, besonders originelle, auch originelle Eigenheiten? Gerade dieses Germanisiren verführt nun den Hrn. Verf. alle Augenblicke, daß er glaubt seiner *Artikel* nicht entbehren zu können. So heißt es S. 10: *Te mali Valentin*, S. 11: *Te mali fantizh*. Ohne Artikel: *mali Valentin, mali fantizh*, findet hier der Hr. Verf. hart, was er aber S. 9 *mali*

prijisni Joslik, noch nicht hart fand. Dem Rec. klingt alles dieses hart und unslovenisch, mit und ohne Artikel. Der Slovene, versteht sich der ungermanisirte, spricht weder das eine noch das andere, sondern der kleine Valentin heißt ihm *Valentínzhik*, oder *Tínzhik*; der kleine Knabe, *fantízh* oder *pubízh*; der kleine freundschaftliche Joseph, *prijásni Joslik*. Der Begriff klein liegt ja im Slovenischen schon in dem Ausgange des Wortes in *zhik*, *ízh*, *ezh*, *ek*; wozu also noch *mali* oder *gar te mali??* Der Hr. Verf. sieht nämlich in seinem Texte das Wörtchen *klein* vor sich — und das muß ja doch auch übersetzt werden! — Noch ein Beyspiel. S. 12 heißt es: *Enimu je bilo imé Peter, temu (!) drugimu Janes*. Wenn man, wie es der Hr. Verf. so häufig thut, für jedes deutsche Wort ein slovenisches hinschreibt, wie man es in einem Lexicon, wenn wir eines schon hätten, finden würde; so klingt freylich *drugimu*, ohne Artikel, hart in diesem Satze; aber der nicht germanisirende Slovene braucht auch in derley Disjunctionen nicht das Wort *drugi* (der andre) sondern *eden* (einer) in beyden Sätzen. Er spricht: *Enimu je bilo imé Peter, enimu Janes*. So hört es Rec. aus dem Munde des Landmannes. — Sehr reich ist Hr. P. an Artikeln in dieser Schrift. So gar in die aus dem Illyrischen *Keršhánski navuk* abgeschriebenen *svéto sgóbbe* corrigirt er Artikel hinein. So heißt es S. 5 im Illyrischen *Keršhánski navuk*: *Bóg da noshu imé Adam, ino sheni Eva; ta je prvi sakan etc.* Hr. Pr. verbessert es (*scilicet*) *ta je te prvi sakan*, wobey noch dazu das Krainerische *ta* und das Steyermärkische *ti* (Hr. Pr. kennt den richtigen Gebrauch des stummen *i* nicht, und schreibt *te*. Bald werden wir in unsern Schriften so viele Dialecte zugleich, als im Lande, Dörfer haben!) sehr sonderbar zusammen treffen. Hat Hr. P. schon etwas bessern wollen, so hätte er höchstens sagen können: *ta je nar prvi sakan*. Möchte sich doch Hr. Pr. überzeugen, daß man in unserm, rein gesprochenen, Dialecte so wenig als in irgend einem andern in die Lage kommt, Artikel brauchen zu müssen; nur dem auf das Deutsche verwöhnten Ohre scheinen sie öfters nothwendig zu seyn. Tritt aber wirklich der Fall ein, daß der Satz ohne Artikel gar nicht gehen will, so ist dieß der sicherste Beweis, daß der ganze Satz schon sonst germanisirt sey, und folglich ganz anders gegeben werden müsse. Selbst das *Kopitar'sche* (Gramm. S. 215): *Ktiro kravo si drajšhi prodal, to písano al to zherno?* ist nicht im Geiste unsers Dialects. Unser Landmann sagt: *Ktiro kravo si d'ajshi prodal, Bréso al Dímo?* Aber auch beywörtlich setzt er keinen Artikel, wo ihn Germanisierer noch nicht verführt haben, z. B. *Dánaf móremo koso sakláti. Ktiro? písano al bélo?*

*Nè písane, nè bélo, ampak zherno. Heute müssen wir eine Ziege schlachten. Welche? die gefleckte oder die weiße? Weder die gefleckte noch die weiße, sondern die schwarze. Píjan, Ból, zherno sind doch Beywörter? — So spricht der Landmann noch heut zu Tage bey der Viehzucht, bey welcher der germanisirende Geistliche und Beamte auf seine Sprache am wenigsten Einfluß hatten. Rec. meint, diese seine reine Mundart müsse man in der Schriftsprache aufleben machen, nicht aber durch Germanismen sie vertilgen wollen! Und wenn du den Artikel auch nur einmahl brauchst, wer soll nun der Gesetzgeber seyn, wann ihn andere brauchen oder nicht brauchen dürfen?? — Doch genug von dem Artikel. Nur das bemerkt Rec. noch, daß Hr. Pr. auch den unbestimmten Artikel *ein, eine, ein* nicht gern unübersetzt läßt. — Die größten Mißgriffe aber macht der Hr. Verf. bey dem *Pronomen*. Daß in unserem Dialecte die persönlichen Fürwörter, wenn sie Subjecte des Satzes sind, und kein besonderer Nachdruck darauf ruhet, ganz nach Art des Lateiners, durch die bloße Personal-Endung des Zeitwortes ausgedrückt werden, und daß wir in diesem Falle für die deutschen *ich, du, er, wir, ihr, sie* kein *jas* (*jes, jest*), *tí, on, mí, ví, onó* setzen, dieses braucht Rec. nicht erst zu erinnern. Kein Germanismus dieser Art kommt aus dem Munde des unverdorbenen Landmannes. Die vorliegende Schrift des Hrn Pr. strotzt von solchen Germanismen. Gleich S. 7 *respective 1* heißt es: *Ona (!) gresta tedaj na vert, ino en zhas prav vesélo igráta. — O, rezhe Franzik, oni (!) so le menili etc.* Soll heißen: *Gresta na vert, ino igráta prav vesélo en zhas. — O, rezhe Franzik, menili so le etc.* S. 8: *Vidita? on (!) njima (!) pravi etc. — Jas (!) sem dobro védil, de etc.* Soll heißen: *Vidita, jima pravi etc. — Sim védil, de etc.* S. 9: — *on (!) she od vzhéraj jutra nej nizh jédil. — Jas (!) sem sam lazhen etc. — On (!) je tudi bil lazhen etc.* Soll heißen: — *od vzhéraj jutra she ni nizh jédil. — Sim sam lazhen* (mit Nachdruck auf *sam*) *etc. — Tudi je bil lazhen* (mit Nachdruck auf *tudi*) *etc.* S. 10: *Ona (!) noshik kmalo najdeta, ino potlej tudi sazhnéta roshe tergate.* Soll heißen: *Kmalo sta noshik nashla, ino potlej sazhnéta tudi onadva roshe tergate.* S. 11: *Lubi moj, rezhe on (!) Joshiku, ker si ti (!) meni (!) vzhéraj to (!) dobroto sfuril, de si mi pomagal moj nosh (!) poiskati, sa to tebe (!) tako rad imam, de bi hotel smiram per tebi biti.* Der ganze Satz ist entstellt. Es soll heißen: *Lubi moj! smiraj bi hotel per tebi biti, rezhe Joshiku, tako te imam rad; sa to, ker si mi vzhéraj dobroto shasal (tako dóber bil), ino pomagal nòsha poiskati.* S. 12: *On (!) je to postal (!) (ratat!), ino od etc. — Ona (!) sta bila fina eniga kméta. —**

On (!) je bil lakomen, lén ino potúhnjen. Soll heißen: Bil je táki, ino od etc. — Bila sta jina eniga kméta. — Lakomen, lén ino potúhnjen je bil. So geht es fort und fort durch das ganze Buch, in so fern es seine Arbeit ist. Z. B. S. 36: Ona (!) jo hozhta sverniti, al pa vbiti, pak se ne dá. — On (!) si pernese (!) majhine kamenze (!), ino eniga sa drugim v' vodo vershe etc. Soll heißen: Hózheta jo sverniti etc. — Nanósi si kámnizhkov, ino jih mézhe (spúshá) v' vodo eniga sa drugim. S. 80: On (!) bode bógat, kakor pef rógat. — On (!) je na léd posajèn. — On (!) je sam sebi rokal safhil. — On (!) je svít ko gerzha. Soll heißen: Bo bogát kakor pef rogát. — Na léd je posajèn (oder wie sonst der Nachdruck die Setzung erheischt). — Sam si je rokal safhil. — Svít je ko gerzha. Rec. merkt es dem Hrn. Verf. wohl an, dafs er hie und da das Unslovenische seines jas, tí, on u. s. w. fühlte; aber mit Weglassung dieser Wörtchen drohete der Satz noch unslovenischer zu werden. Allein die Schuld liegt nur in seiner germanisirenden Syntax und Setzung. So heifst es, um noch ein Beyspiel zu geben, S. 31 in der Fabel von den drey goldenen Fischchen: On (!) je njé (!) djal v' mali zhíst ribnik, ino je imel veliko vesélje nad njimi. — Tu (!) jim je on (!) skosi djál etc. Er (der Mann) hatte sie in einen kleinen klaren Teich gesetzt, und hatte großes Wohlgefallen an ihnen. — Da rief er ihnen beständig zu u. s. w. Wenn man in diesen, und derley germanisirenden Sätzen die on wegstreicht, und dann die deutsche Setzung beybehält, so beleidigen sie freylich jedes slovenische Ohr. Aber der ächte Slovene spricht ja: Djál jih je v' ribnik (?), ino imel je veliko vesélje nad njimi. — Skosi jim je djál, — besser — govóril. Gewifs, kein Slovene vermisst etwas an diesen so gestellten Sätzen! Und so lassen sich alle dergleichen Germanismen des jas, tí, on u. s. w. entfernen, wenn man nur eine ächt slovenische Setzung beobachtet, und sonst schon kein anderer Germanismus im Satze vorkommt; was in der Schrift des Hrn. Verfs. freylich nichts seltenes ist. — Auch den richtigen Gebrauch der persönlichen Fürwörter in den casibus obliquis kennt Herr Pr. nicht. Wir haben für den Genitiv, Dativ und Accusativ eine verlängerte und eine verkürzte Form des persönlichen Fürwortes. Die verlängerte Form des Genitiv's ist: mène, tébe, sèbe, njega, njé, nju, njih. Die verkürzte: me, te, se, ga, je, jih, jih. Für den Dativ die verlängerte: méni, tébi, sèbi, njemu, nji, njima, njim. Die verkürzte: mi, ti, si, mu, ji, jima, jim. Der Accusativ kommt mit Ausnahme der weiblichen Form, welche njó und verkürzt jó macht, ganz mit dem Genitiv überein. Doch man sehe über das Pronomen die Kopitar'sche Grammatik S. 280 bis 300. Nie verwechselt der slovenische

Landmann diese Formen mit einander. Die verlängerte braucht er nur, wenn ein Nachdruck darauf ruhet, und nach manchen Vorwörtern; sonst braucht er immer die kürzere Form, wodurch sein Dialect an Bündigkeit und Flüssigkeit herrlich gewinnt. Hr. Pr. versündigt sich alle Augenblicke gegen diese Regel, und wirft alles unter einander. Mehrere Soloecismen dieser Art stehen schon unter den bisher angeführten Beyspielen; denn in der Schrift des Hrn. Verfs. treffen Fehler verschiedener Art in einem und dem nämlichen Satze zusammen. Rec. hat sie mit (!) bezeichnet. Hier nur noch einige Beyspiele. S. 19: Kdor sa njimi (sa tákimi rezhmi) téka, téka le sa enim (!) dtmam, katéri njemu (!) nej sa nizh, kakor hitro ga etc. Sollte heißen: Kdor sa njimi téka, téka sa dtmam, ktíri mu ni sa nizh, etc. S. 20: Katínka Ozhéta s' sólsnimi ozhmi pogléda, ino njemu (!) molzhé perferzhno roka kúfinc. Sollte heißen: Katínka pogléda ozhéta s' sólsnimi ozhmi, ino mu is ferza roko kúfinc molzhé. S. 21: Naméšt de bi bila otróka ob sheštih sbujéna, nju (!) sdaj ni nobeden sbudil etc. Sollte heißen: Naméšt de bi bila otróka ob sheštih sbujéna, jih sdaj (besser denes) nobeden ne sbudí. S. 22: Pak nishtermenj (!) nju (!) jo (!) ta (!) veséla misel v' dobro voljo perpravila, de snata (!) denes pozhéti, karkol hozhta. Ein fürchterlicher Mischmasch! Sollte heißen: Pa veséla misel, de smésta dnés, kar hózheta, pozhéti, jih správi spet v' dobro voljo. Noch ein Paar Beyspiele mehr aus der Mitte. S. 75: Vedno so bili (Slovenzi) eden od drugiga odlózhéni, ino ravno to je bilo njim (soll heißen jim je bilo) k' nestrézhi. S. 76: Njega (!) so imenovali Boga, to je prvo gibajózhno mózh, isvirek oblásti ino bogastva. Sollte heißen: Imenovali so ga Boga, to je etc. (wo bey gibajózhno freylich die von einigen Etymologen ergriffene Analogie von bog, zu bégam, wie im Griechischen von θεός zu θείω nicht einmal dem Verf. geschweige dem Leser vorschwebt.) S. 78: Kadar Leo to flíshí, nju (Metodija ino Konstantína) sajzd posíle. Sollte heißen: Kadar Leo tosaflíshí — oder — Leo tosaflíshati, jih posíle per ti prízhi. In dieses nju hat sich Hr. Pr. ganz verliebt. Gleich S. 8 kommt es viermahl, und so durch die ganze Schrift, S. 28 gar siebenmahl auf einer Seite aber immer ungeschickt, vor. Nju (Gr. σπας im Dual) ist freylich ein gutes und sehr gangbares Wort, aber am rechten Orte steht es nur dort, wo sonst die verlängerte Form des Fürwortes zu stehen hat; sonst aber setzt der Slovene auch im Duali, jih und nicht nju. Nju posíle sdajzi wäre nur damahls recht, wenn Leo noch mehrere Söhne zu schicken gehabt, alsogleich aber nur sie, den Methodius und Konstantin, geschickt hätte; also wenn ein Nachdruck auf dem nju ruhete.

(Die Fortsetzung folgt).

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 65.

Freitag, den 15. August

1813.

Griechische Literatur.

Ὁμήρου Ἰλιάς μετὰ παλαιᾶς παραφράσεως ἐξ ἰδιοχείρου τῷ Θεοδώρῳ Γαζῇ ὑπὸ πρῶτον τύποις εκδοθείσης, ἣ προστίθεται καὶ Βατραχομυομαχία σὺν τῇ ἰδίᾳ παραφράσει ἐνδοξομένη τὸ δεύτερον παρὰ Νικολ. Θησεῶς τῷ ἐν τῆς Κύπρου. Τόμοι δ. ἐν Φλωρεντία 1311 bey Carli.

Die Neugriechen sind in dem letzten Viertel des verflossenen Jahrhunderts von einem lobenswürdigen Eifer beseelt worden, durch Ausbildung ihrer Seelenkräfte und Aufklärung sich allmählig der Achtung wieder zu nähern, die ihre Vorältern bey allen gebildeten Nationen von jeher genossen, und wovon sie Unterdrückung und Barbarey so lange entfernt hielt. Sie betreiben dieß edle Unternehmen mit einem rastlosen Bestreben; und wenn sie auf diese Weise fortfahren, und nicht auf halbem Wege stehen bleiben, so läßt sich mit Grund erwarten, daß sie, bey der gelinderen Regierungsbehandlung, welche die politischen Verhältnisse und Zeitumstände auch in ihrem Vaterlande herbeigeführt haben, durch Ausharrung ihr Ziel endlich erreichen werden, und Apoll mit den Musen und mit Minerva, in ihre classische Heimath einst wieder zurückkehren wird, besonders da den Griechen ihre Sprache, die sich ungeachtet der langen ungunstigen Einflüsse barbarischer Jahrhunderte in dem größten Theil ihres Wörterschatzes erhalten hat, ihnen dieß Unternehmen mehr als irgend einem andern Volke erleichtert. Aber freylich ist die Laufbahn noch lang und voll Schwierigkeiten; doch was überwindet nicht Eifer, Fleiß, Liebe zu Kenntnissen, Aufmunterung durch das Beyspiel ihrer Vorfahren, Unterstützung durch die Edlen und Reichen ihres Volkes, Aussicht auf die Achtung aller aufgeklärten Nationen? Was sie bisher

Achstes Heft.

zur Erreichung dieser Absicht gethan haben, und noch thun, hat schon viele gute Wirkungen hervorgebracht, und verdienet alles Lob. Sie errichten Schulen, und Akademien, oder geben ihnen eine zweckmäßigere Einrichtung, so in Bukarest, Corfu, Smyrna, Kydonia u. a. m.; ihre Bischöfe und reicheren Kaulleute befördern gelehrte Unternehmungen auf eine großmüthige Art; in Testamenten werden Summen zu Stiftungen von Schulen und Besoldungen von Lehrern ausgesetzt; sie übersetzen die besseren Werke aus verschiedenen Sprachen der neueren Völker; lassen die alten Schriftsteller ihrer Nation auflegen, theilen sie ihren Landsleuten unentgeltlich aus, wie die Brüder *Zosima*, und verbreiten sie überall, wo Griechen sich aufhalten. Sie geben Journale für die Literatur heraus, worin sie ihrem Volke bessere Kenntnisse in verschiedenen Fächern der Wissenschaften, Alerthumskunde, Geschichte, Physik, Grammatik, Poesie, Rhetorik u. s. f. bezubringen suchen; so der *Βερεῆς λέξις*, den der ehrwürdige und gelehrte Archimandrit *Anthimos Gazes* in Wien gegründet, welcher auch ein Lexicon für die Neugriechen in 3 Bänden in 4. diesen Herbst geendigt haben wird. Sie besuchen die aufgeklärtesten Völker und berühmtesten Akademien derselben, machen sich mit allen neuen Fortschritten der Wissenschaften bekannt, und theilen sie ihren Landsleuten wieder in Schriften mit, wie der vortreffliche *Coray* in Paris u. a. m. Auch hier in Wien befinden sich mehrere Griechen der Studien wegen, und was für das Fach der griechischen Literatur hier noch gethan wird, geschieht durch sie. In unsern Schulen und Akademien wird sie vielleicht in 10 oder 12 Jahren zum bloßen mechanischen Lesen nach der unrichtigen erasmischen Aussprache, und zum mechanischen Auswendiglernen einiger Seiten Übersetzung, die von einem Semester zum andern nachgeschrieben werden, herabgesunken seyn, und Österreich, dem es beynahe in allen Wissenschaften an vorzüglichen Köpfen und rühmlich bekannten Schriftstellern nicht fehlet, wird im Fa-

che der Philologie keinen mehr aufzuweisen haben, der einen *Locella* ersetzen könnte. Und in der That, was sollte den studierenden Jüngling noch reitzen oder aufmuntern, seine Nachtwachen dem mühsamen und langwierigen Studium der Griechen zu widmen, da Nutzen und Achtung der Wissenschaften sich ganz auf die Seite des politischen und ökonomischen Faches hingeneigt hat, was hingegen Geistescultur an sich selbst ohne unmittelbare Rücksicht auf Interesse bezwecket, als untergeordnet und ohne Aufmunterung sich selbst überlassen ist. Hieraus wird denn weiter der Grundsatz gezogen, daß man allenfalls nur so viel zu lernen brauchet, als man zur Noth für eine Brotwissenschaft fordert; *vivimus enim ut edamus; non edimus ut vivamus*. Wozu brauch' ich das Griechische, sagt der studierende Jüngling, d. h. was kann ich dafür essen, trinken, kaufen, oder bey welchem Amte dadurch angestellt werden? — Gewiß ist es indessen, daß jede Wissenschaft ihrem Verfall sich nähert, wenn ihr, statt ihres allgemeinen edlen Zwecks der Geistescultur überhaupt, der Handwerkszweck des Broterwerbes unterschoben, und bloß auf denselben hingearbeitet wird. Aber eben so gewiß ist es, daß, wenn Beförderung der Geistesbildung und soliden Gelehrsamkeit eine wichtige Angelegenheit für jeden Staat ist, und ihm zum Nutzen und zum Ruhme zu Hause und im Auslande gereicht, auch alle Geistescultur der neuern Völker immer von dem Studium der Alten, vorzüglich der Griechen ausging; daß eine solide Gelehrsamkeit nur durch sie kann begründet werden; daß nebst dem Nützlichen und den Gründlichen, das der Geist aus diesen Quellen schöpft, auch das Ideal des Schönen jeder Art in den Werken der Griechen liegt, und daraus rein kann aufgefaßt werden; daß es daher dem Staate nicht gleichgültig seyn kann und darf, wie immer dieses Studium betrieben wird, und ihm folglich daran gelegen seyn muß, daß es nie gänzlich an Männern fehle, die sich damit vorzüglich beschäftigen, sich darin auszeichnen, es aufrecht erhalten, und durch Schriften zu befördern suchen. Doch hier ist nicht der Ort sich in diese Materie weiter einzulassen, und vielleicht ist das Gesagte manchem schon zuviel, oder wenigstens ohne Wirkung und vergebens gesagt.

Gegenwärtiges Werk, welches diese Betrachtungen veranlaßte, hat der Herausgeber eigentlich für seine Landsleute die Neugriechen bestimmt. In einer Vorrede an sie, die mit dem Lobe *Homers* beginnt, muntert er sie auf, durch das Lesen und Studium dieses unvergleichlichen Dichters, und anderer vortrefflicher Schriftsteller, die angefangene Geistescultur fortzusetzen und zu vollenden, sich dadurch ihrer Vorfahren würdig zu machen, und als ächte Abkömmlinge derselben zu zeigen.

Hierauf erzählt er die Veranlassung dieser Ausgabe, und was er dabey zu leisten die Absicht hatte. Er fand zu Florenz in der *Laurenzischen* Bibliothek ein Manuscr. aus dem funfzehnten Jahrhundert von *Theodor Gaza* selbst geschrieben, welches die *Iliade* und *Batrachomyomachie* nebst einer Paraphrase, mit kleinern rothen Buchstaben zwischen den Text geschrieben, enthält. Den Text dieser Handschrift liefs er sammt der Paraphrase abdrucken, verglich ihn aber vorher mit zwey andern dieser Bibliothek, verbesserte die wenigen Schreibfehler, und ergänzte die Paraphrase, die an einigen Stellen mangelhaft war, aus dem *Pse'lus*, und verglich die Verschiedenheit der Lesart des Textes mit der *Heynischen* Ausgabe. Diese Ergänzungen und verschiedenen Lesarten sind auch am Ende jedes Bandes angezeigt. Weiter geht hierin das Verdienst und das Bestreben des Herausgebers nicht. Allein die Bekanntmachung der Paraphrase des *Gaza* war seine vorzügliche Absicht. Er vertheidiget den Nutzen solcher Paraphrasen, und da es nach *Fabricius* deren dreyerley gibt, solche die sich 1) vornehmlich mit dem Sinn, 2) oder mit dem Ausdruck und dessen Bedeutung beschäftigen, und 3) die beydes zugleich beabsichtigen: so rechnet er die gegenwärtige zu der dritten Art, welche er für die beste hält, und er betrachtet sie *εις μέγιστους αδυνάτους ερμηνείας και ανάπτυξιν των όμηρικων έννοιών, εις δε τους δυνατός αιτίας του έξετάσαι, όπως οι αρχαιότεροι φιλόσοφοι εξήγουν τὰ του ποιήτου έπη*. Er eifert daher S. XII not. wider einen Schriftsteller, der die Paraphrasen für unnütz erklärte. Rec. schätzt alle Hülfsmittel, die zur Erleichterung der Verständlichkeit der alten Schriftsteller etwas beitragen, und will auch der gegenwärtigen Paraphrase in dieser Rücksicht ihren Nutzen nicht absprechen. Allein, da es bey dem Lesen der Alten, in so fern es Nutzen und Einfluß auf unsere Bildung haben soll, nicht auf Verständlichkeit allein ankommt, sondern auch auf die Erkenntniß der schönen und zweckmäßigen Darstellungsart, wodurch sie auf Geist und Herz so stark und eindringend wirken: so ist es auch gewiß, daß Paraphrasen zur Geschmacksbildung, die zur Veredlung des Geistes und Herzens gehört, wenig geschickt sind, indem sie alle Kraft und Schönheit eines Werkes mit dem matten Wasser aufgelöster Begriffe überschütten, statt gewählter Ausdrücke die gemeinen, statt neuer und fruchtbarer Wörter die gewöhnlichen, statt kurzer, könniger Sprache Umschreibungen setzen, dadurch die Nebenvorstellungen, die dem Hauptbegriff Lebhaftigkeit und Stärke geben, von ihm ablösen, auf diese Art die innere Lebhaftigkeit, durch Zerstörung der Harmonie und des Rhythmus zugleich die äußere Lebhaftigkeit eines Gedichts aufheben. Auch gegenwärtige Paraphrase macht hiervon keine Ausnah-

me; sie schiebt den einzelnen Vorstellungen Homers gewöhnlich Gattungsbegriffe unter, macht die feinen lebhaften Bilder dadurch schwankend und matt, und selbst den Sinn nicht immer genau und bestimmt genug. z. B. II. α ν 98 paraphrasirt *Gaza* ἐλικώπιδα κούρην durch τὴν μετεώρουσ καὶ κυκλοστρεῖς ἐφθαλμοὺς ἔχουσαν κόρην v. 69. Τοῖσι δ' ἀνέστη κάλχας — μετὰ δὲ ταῦτα ἠγέρθη ὁ κάλχας — ἐκνημίδες sind, bey ihm εὐπλοῖ; πολυφλοίσβοιο — πολυταράχου — Ἀθήνη ἐλκωκώπις bald ὄξυ ὄρωσα, bald εὐσφθαλμός, so wie auch βεῶπις. Aus diesem Grunde kann Rec. die Paraphrasen, ungeachtet des Nutzens der leichten Verständlichkeit, nicht unbedingt empfehlen, und zieht eine gute Übersetzung, die wenigstens mit dem Sinne so viel von den Schönheiten eines Autors wiedergibt, als einer Sprache möglich ist, in beyden Rücksichten den Paraphrasen weit vor.

Dem ersten Bande ist auch der Artikel *Homer* aus dem *Suidas*, und eine Stelle des *Pausanias* von demselben beygefügt, wie auch *Plutarch* περὶ βίου καὶ ποιήσεως τοῦ Ὀμηροῦ. Dem zweyten Bande ist das Leben des *Theodor Gaza* vorgesetzt. Der Herausgeber *Nikolaus Theuses* entschuldigt sich zugleich auf eine bescheidene Art, dafs er nicht mehr geleistet abhe. »Es ist mir,« sagt er, »nicht unbekannt was zu einer vollkommenen Ausgabe nothwendig ist, und dafs grössere Kenntniß dazu erfordert wird, als die meinige ist. Allein der lebhaft Wunsch, für das gegenwärtige Bedürfnis meines Vaterlands nicht unnütz befunden zu werden, mache die Mängel gut, und rechtfertige meine Dreistigkeit. In dieser Hinsicht mögen gutgesinnte Philologen gegenwärtige Paraphrase mit Billigkeit, und die Ausgabe derselben von einem Jüngling und Studierenden, günstig beurtheilen.

Rechtsgelehrtheit.

Allgemeine Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunde von Dr. *Amaud Gottfried Rudolph Miller*, königl. sächs. Advokaten. Besonders für Richter, Sachwalter und Studierende, welche einen plötzlichen Übergang aus der alten Ordnung der Dinge in eine neue fürchten. (Paris und Leipzig in Commission der *Gräff'schen* Buchhandlung.) 1812 (XX. und 298 S. in 8.

Mit dem Motto aus Schiller:

Es wär' ein eitel und vergeblich wagen,
Zu fallen ins bewegte Rad der Zeit:
Geflügelt fort entführen es die Stunden;
Das Neue kommt, das Alte ist verschwunden.

Der Verf. dieser, jedem denkenden Juristen zu empfehlenden Schrift, wollte bey dem, durch die Zeitereignisse so vervielfältigten Wechsel der Formen des gerichtlichen Verfahrens, das Unwandelbare in denselben, ihre Beziehung auf den Zweck eines gerechten Erkenntnisses abgesondert, und auf eine auch dem, (für Belehrungen der Art gewöhnlich nicht sehr empfänglichen) practischen Geschäftsmanne genießbare Weise darstellen. Über die Nützlichkeit eines solchen Unternehmens im Allgemeinen dürfen wir kein Wort verlieren. Nur in näherer Beziehung auf unser Vaterland sey es uns, dem Geiste dieses Institutes gemäß, erlaubt, darüber einige Bemerkungen zu machen, die, wenn auch noch so oft wiederholt, nicht aufser der Zeit seyn dürften. Die glückliche Lage und die selbstständige Kraft Österreichs hat es bey allen Umwälzungen unseres neuerungssüchtigen Zeitalters im Besitze seiner einheimischen, durch *Josephs* regen Eifer so glänzend reformirten Gesetze und Gerichtsverfassung gelassen. Selbst die seitdem als nothwendig erkannten Veränderungen sind mit weiser Schonung des aus der Bildungsgeschichte des Volkes eigenthümlich und allmählig hervorgegangenen Rechtes eingeleitet, mehr als Verbesserungen und Ergänzungen des bereits bestehenden, denn als ein neugeschaffenes System von Gesetzen anzusehen. Auch haben diese Reformen bisher weniger den Proceß und die Gerichtsverfassung, als die Theorie der Rechte selbst modificirt. Selbst die eben im Werke begriffene Umarbeitung der bürgerlichen Gerichtsordnung dürfte wohl mehr Abstellung einzelner Mängel und Minderung der eingeschlichenen Mißbräuche, als eine Umänderung des Systemes selbst zur Folge haben. Diese (dem Routinisten so erwünschte) Unwandelbarkeit des practischen Theils unserer Jurisprudenz hatte aber bey so manchen unverkennbaren Vortheilen auch die traurige Wirkung, dafs Geschäftsmänner, Lehrer und Schriftsteller in diesem Fache ihre ganze Aufmerksamkeit bloß auf die Detail-Kenntniß der bestehenden Vorschriften lenkten; die Zweckbeziehung derselben aber, oder die Philosophie des Proceß-Rechtes, als entbehrlich vernachlässigten. — Diese offenbar einseitige Tendenz ist um so weniger zu entschuldigen, als die *Josephinische* Gerichtsordnung bey allen ihren unläugbaren Gebrechen doch gerade eine systematische Bearbeitung ungemein erleichtert, indem sie die einzige durchaus consequente Ausführung der Verhandlungsmaxime im bürgerlichen Rechtsstreite enthält; worin sich fast jede einzelne Anordnung auf das im ersten Paragraph angedeutete Princip zurückführen läßt. Sie spricht sich in unserer juristischen Literatur durch den gänzlichen Mangel einer philosophischen Darstellung des Civil-Verfahrens aus. Sie

hat auch in der Ausübung, wie jeder unbefangene Sachverständige zugeben muß, auf die Richtigkeit und Begründung der Entscheidungen, auf die Bewahrung des eigenthümlichen Geistes unserer Gerichtsordnung, und auf die Hintanhaltung der demselben widerstehenden Mißbräuche, einen sehr nachtheiligen Einfluß geübert. — Überzeugt von der Verderblichkeit dieser mangelhaften Ansicht, halten wir es für unsere Pflicht, bey jeder Gelegenheit auf die Nothwendigkeit, ihr eine allseitige zu substituiren, und auf jedes, auch ausländische, Werk aufmerksam zu machen, das zur Befriedigung dieses Bedürfnisses etwas beytragen könnte. In diese Kategorie gehört nun, seinem Plane nach, auch das vorliegende Buch. — Der Verf. beschränkt zwar seine Untersuchungen nur auf einen Theil des Civil-Processes, nämlich auf das Erkennen, mit Übergehung des Executions-Processes, der Lehre von Beweismitteln und deren Anwendung, und der Berufung an einen höheren Richter. Er hat aber, um seine Ansichten auch dem bloßen Practiker verständlich zu machen, viele wichtige Lehren des natürlichen Rechtes, die mit der Process-Theorie nur in entfernter Beziehung stehen, in den Kreis seiner Erörterungen aufgenommen. Die ganze Schrift zerfällt in zwey Bücher, wovon das erste (S. 3 — 109) von Entscheidung des Rechtes überhaupt; das Zweyte von Entscheidung des Rechtes in *bürgerlichen* Rechtsstreite insbesondere handelt. Im *ersten Buche* werden vor allem unter Nr. I — XI die allgemeinen Vorbegriffe von Freyheit, Zwang, Recht, Pflicht, Nothrecht, Gemeinheit, Staat, vom absoluten und hypothetischen Rechte, von der entscheidenden und vollstreckenden, gesetzgebenden und richterlichen Gewalt, und von den verschiedenen Gattungen und Wirkungen der Gesetze entwickelt; sodann unter den Rubriken: Urtheil, Billigkeit, Rechtskraft, Nichtigkeit, Vollstreckung der Gesetze und Rechtsprüche, und Gerechtigkeitspflege unter Nr. XII — XVIII das Folgende näher vorbereitet. — Das *zweyte Buch* enthält zuerst in Nr. XIX — XXI die zur Einleitung dienenden Ansichten des Verfs. über den bürgerlichen Process überhaupt, über Gerichtsstand und Gerichtsordnung; es handelt dann (Nr. XXII — XXVIII) von Abweisung und Zulassung der Klage, von Lossprechung und Verurtheilung; endlich unter Nr. XXIX — XXXV von den verschiedenen Gattungen der Rechtsprüche. Der erste Theil empfiehlt sich vorzüglich durch die populäre, von aller scholastischen Beymischung rein erhaltene Darstellung; der zweyte durch klare Anordnung, und durch scharfe Zergliederung vieler in der Praxis oft vermengter Begriffe. Das Ganze ist deutlich, zum Theil sogar schön geschrieben, und würde sich recht angenehm lesen, wenn nicht

eine Menge von Provinzialismen (je wie, ermangelnd — worinnen — überley — u. dgl.) und (besonders im practischen Theile) eine barbarische Gerichts-Terminologie, die oft von der Sprache des gemeinen deutschen Processes abweichend, und daher höchstens für des Verfs. Landsleute von selbst verständlich ist, den Genuß gar so häufig störten. — Unter die vorzüglich gelungenen Stellen rechnet Rec. S. 59 u. ff. die Grundzüge der Lehre vom Beweise; S. 67 u. ff. die Bedenken gegen die Unwiderredlichkeit (Rechtskraft) der Urtheile; S. 120 die Bestimmung, wer zwischen Bürgern verschiedener Staaten kompetenter Richter sey; S. 144 die Unterscheidung der *exceptio actionis nondum natae* von den sogenannten *exceptionibus dilatoriis*; S. 148 u. ff. die Entwicklung der Unterschiede zwischen Klagegrund und Rechtsgrund, zwischen Zulassung und Verwerfung, Lossprechung und Verurtheilung, und die genaue Bestimmung, *worüber* der Richter in jedem dieser Fälle eigentlich urtheile, und wann seinem Erkenntnisse Rechtskraft beygelegt werden könne; so wie: S. 267 u. ff. die scharfsinnige Erörterung, in wie fern eine Theilbarkeit des Klagbegehrens (Suchens nach dem Verf.), somit ein gemischter Rechtsspruch möglich sey; endlich S. 154 u. ff. in welchem Sinne man sagen könne, daß der Richter nach fremden Gesetzen zu entscheiden habe. Dagegen liesse sich so manches gegen die Anlage des Ganzen sowohl, als gegen einige Ausführungen im Einzelnen bemerken. Rec., dessen Absicht vorzüglich dahingegerichtet ist, seine Landsleute auf dieses Werk aufmerksam zu machen, will sich hierüber kürzer fassen. — Der erste Theil soll nach der Idee des Verfs. (S. VII. d. Vorrede) die Theorie der richterlichen Entscheidungskunde an die Grundwahrheiten des natürlichen Rechts: Freyheit, Recht und Staat knüpfen, und durch eine falsche Entwicklung dieser abstracten Begriffe den damit weniger vertrauten, practischen Juristen zum Verständnisse des Folgenden vorbereiten. Allein, weder die Auswahl der in diesem ersten Buche vorkommenden Materien, noch die Behandlung derselben scheint dieser Idee vollkommen zu entsprechen. Einerseits läßt sich der Verf. zu weit in die Metaphysik des Rechts ein; er nimmt mehrere Lehren derselben in den Faden seiner Entwicklung auf, die im practischen Theile ohne Anwendung bleiben (z. B. die Theorie des sogenannten Nothrechtes); anderseits hat er aus zu großem Bestreben, alles leicht und gefällig vorzutragen, statt bestimmter Erklärungen, Bilder und Gleichnisse zur Verdeutlichung seiner Ideen gewählt, die gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, und nicht selten dunkler und unverständlicher sind, als die nackte Darstellung der Sache selbst. Diese Bilder tragen

um so weniger bey, den Vortrag lebendig und allgemein falschlich zu machen; da sie größtentheils nicht von Gegenständen des gemeinen Lebens, sondern aus der Theorie anderer Wissenschaften entlehnt sind, deren der Practiker gewöhnlich noch weniger mächtig ist, als der Philosophie seines eigenen Faches. Der Verf. hat diese Einwürfe vorausgesehen, Was er aber dagegen S. IX. (der Vorr.) und S. 295 u. ff. (in seinem Abschiede vom Leser) replicirt, kann Recn. nicht bestimmen, sein Urtheil zu ändern. Auch sind mehrere der im ersten Buche aufgestellten Begriffe und Lehrsätze offenbar mangelhaft, zum Theil ganz unrichtig. Dahin rechnen wir den S. 10 aufgestellten Begriff vom Zwang; die S. 28 vorkommende Verwechslung der Begriffe: Pflicht und Verbindlichkeit; die aus einer wenn gleich sehr scheinbaren, doch längst widerlegten Fichteschen Ansicht abgeleitete Vertheidigung rechtswidriger in der Noth unternommener Handlungen S. 24, wornach dieselben zwar nicht recht, aber doch auch nicht unrecht seyn sollen, sammt den S. 34 und S. 49 vorkommenden Anwendungen auf Staatsnothfälle; die S. 30 ohne hinlängliche Begründung aufgestellte Rechtspflicht, in den Staat zu treten; die ganz willkührliche Bestimmung der Begriffe vom absoluten und hypothetischen Rechte S. 36; die auf vagen Angaben beruhende Vertheidigung der verbindlichen Kraft des Herkommens und Gerichtsgebrauches S. 54; die dem XVI. Abschnitt als Anhang (S. 90 u. ff.) beygefügte Deduction des Feuerbachischen Strafrechts-Principes, welches der Verf. jedoch selbst (S. IX. und 90) für nicht vollkommen befriedigend erklärt, und ungeachtet der scheinbar widersprechenden Äußerung S. 97 nur aus Condescendenz gegen die positive Gesetzgebung angenommen zu haben scheint. S. 176 geräth der Verf. mit sich selbst in Widerspruch, da er S. 79 den Motiven ganz richtig alle Rechtskraft abgesprochen hat. — Der ganze XXX. Abschnitt ist trotz seiner Weitläufigkeit, und des Bestrebens, die Sache durch alle Nuancen deutlich zu machen, doch dunkel und unbefriedigend; insbesondere ist es eine leere Subtilität, die Übertragung, wie S. 211 geschieht, nur auf persönliche Rechte zu beschränken. — Die Erörterungen über die verschiedenen Gattungen des Gerichtsstandes S. 126 und über die *exceptio fori declinatoria* S. 157 u. ff. gehören zu den mangelhaftesten und unbestimmtesten im ganzen Buche. — Gänzlich misslungen scheint uns S. 75 die Bestimmung des Begriffs der Nichtigkeit, welche mit S. 128 einen sonderbaren Contrast bildet, und auch im practischen Theile, z. B. S. 113, S. 200, S. 230 u. a. a. O. zu ganz irrigen oder doch unbestimmten Folgerungen führt. Der Verf. scheint zu diesen sehr bedeutenden Mißgriffen vorzüglich durch den hier und da

fühlbaren Mangel einer genauen Unterscheidung zwischen dem materiellen und formellen Rechte im Staate, und durch die nicht ganz abgelegte richtige Meinung verleitet worden zu seyn, daß das erstere, als letzter Zweck im bürgerlichen Rechtsstreite auch Bedingung ihrer Gültigkeit sey. Hätte er diese Unterscheidung besser berücksichtigt, so würde ihm auch die Nothwendigkeit nicht entgangen seyn, das Civilverfahren, je nachdem man dabey unbedingt auf Zuerkennung des materiellen Rechtes dringt, oder sich mehr oder weniger mit Herstellung eines formellen Rechtsspruches begnügt, in das Untersuchungs- und Verhandlungsverfahren einzuteilen, und bey jedem Momente desselben diese zwey Ansichten, die oft ganz entgegengesetzte Folgerungen veranlassen, einander gegenüber zu stellen. Seine Arbeit würde dadurch gewifs an Vollständigkeit, Klarheit des Ganzen, und an Richtigkeit der einzelnen Sätze gewonnen haben. Der aufmerksame Leser wird diese Bemerkung im zweyten Buche, aufser den oben bemerkten, noch an gar manchen andern Stellen bestätigt finden, welche sämmtlich aufzuzählen, der beschränkte Raum uns nicht gestattet.

Slavische Sprache in Innerösterreich.

Deutsch-Slovenisches Lesebuch, enthaltend verschiedene Erzählungen, Fabeln in gebundener und ungebundener Rede, Gespräche, moralische Denksprüche, Lieder, Räthsel, einen kurzen Umriss der Geschichte der alten Slaven, Sprüchwörter, allerley nützliche Redebungen, nebst einer kurzen biblischen Geschichte u. s. w.

(Fortsetzung).

Wider die Regel, nach welcher der nicht germanisirende Slovene für alle Personen und Zahlen das *possessive* Pronomen *svoj*, *a*, *e* braucht, wenn sich dieses Pronomen auf das Subject des Satzes bezieht, verstößt der Hr. Verf. zwar nicht so häufig; aber auch hierin vergießt er sich öfters, z. B. S. 10: *Jas sem moj (svoj) noshik sgubil.* S. 15: *Oh, rezhe vbashiz, to sem si v' moji (svoji) mladosti saflushil.* S. 23: *Pojdi se solit s' tvojim (svojim) jaganjam, s' tém mi tudi smiram naprej (!!) hódish.* Sollte heißen: *Pojdi se solit s' svojim jaganjam (lovam). Smiram mi hódish s' tém.* S. 44: *Pokáshi mi, profim, tvoje (svoje) písnje.* Besser: *Pokáshi mi svoje písnje, te profim.* S. 46:

Tega ne bom moj (svoj) šiv dan posabil. S. 50: *Ti mi naprej pridejsh (!!) 's tvojim (svojim) šivlénjam kakor pólsh.* Der Stock-Slovene sagt: *Tvoje šivlénje ino pa pólshje.* S. 53: *Moje déte (besser déte! ohne moje.* Der Slovene setzt in derley Fällen das Pronomen possessivum nicht, es sey denn, daß ein besonderer Nachdruck darauf zu legen wäre) *nagni tvoje (svoje, oder noch besser ganz weggelassen) uho.* S. 57: *Bodi vsmílen proti vbógim, ino níkómur tvoje (svoje) pomózhi ne od-tégni.* S. 74: *Dva sta imela vsaki eno shtovílo jabelk.* Eden rezhe: *Ako meni dva od (!) tvojih (svojih) jabelk dash, jih bom ravno telko imel kakor ti.* Te (!) drugi odgovori: *zhe pa ti meni dva od (!) tvojih (svojih) dash, jih bom ravno she enkrat telko imel kakor ti.* Der ganze Satz wäre beyläufig so zu geben: *Dva sta imela vsaki nekóliko jabelk.* Eden rezhe: *Ako dva svojih jabelk meni dash, jih etc.* — Un odgovori: *Zhe pa ti meni dash dva svojih, jih etc.* S. 78: *Posuli nam sdajzi tvoja (svoja) dva (dva ist wegzulassen; es wäre nur recht, wenn Léo mehrere Söhne hätte, und auf dva ein Nachdruck läge) fina Metodija ino Konstantína.* — Die Eigenheit unsers Dialects, vermög welcher wir die Beziehungen, die der Deutsche mit *hinein, hinaus, herein, heraus, darin, daran* u. s. w. gibt, mit dem persönlichen Fürworte ausdrücken, und hiemit das persönliche Fürwort auch als relatives gebrauchen — diese Eigenheit erkennt Hr. Pr. ganz, und übersetzt die genannten deutschen Wörtchen, so oft er in die Lage kommt, immer mit einem *noter*, van z. B. S. 18: *Ali pa neji vidila, kako — se je — G(g)ospá v' svoji slati kozhiji deršhala, ravno tako, kakor de bi bila sa pokoro noter (va-njo) saperta.* S. 27: *Na vertu je bil en (!) majhin ribnik, v' ribniku en (!) majhin zholnizh, ino Tonetu se je slushtalo (so? Der Slovene sagt: ino Toneta mika — misel obhája — Tonetu se polubi) noter (vanj) stopiti.* S. 27: *Po sími jo (das Haus) sakóplem, ino vratiza saprém, ter noter (v' nji) bres jedi ino pijázhe prav per pokóju shívím.* Sonst aber ist auch die Setzung, wie gewöhnlich, so auch hier unslovenisch, und Rec. würde schreiben: — *saprém, ino shívím bres jedi ino pijázhe per pokóju v' nji.* Wozu ist etwa das Flickwort *prav* in diesem Satze? S. 107: *Odprite omáro, ino dajte mi vun (is nje) ene bele nogovíze.* Die richtige Setzung ist: *odprite — ino dajte mi bele nogovíze is nje.* S. 128: *(Bog) vkásha Noetu sdélati velíko barko is lefa, saprè notri (va-njo) njega, vso drushíno etc.* Diese letzte Stelle gehört auch dem Illyrischen Katechismus an. Freylich hört man diese *noter, vun* auch aus dem Munde des Slovenen schon manchmahl, besonders in Städten, aber sind sie deswegen weniger Germanismen? ist denn

alles ächt, und auf die Lehrkanzel zu bringen, was immer ein germanisirender Slovene ausspricht?? — Noch weniger ist dem Verf. der Unfug zu verzeihen, den er mit dem *kaj sa en?* (wörtlich das Deutsche *was für ein?*) treibt. Dieses Deutsche *was für ein?* gibt der Slovene bald mit *kdó?* bald mit *ktíri?* bald mit *kaj?* bald mit *kaki* oder *kakshin?* und, als Nebenwort, mit *kako?* Nur Germanisierer mit *kaj sa en?* wie Hr. Pr.; und dieses, so oft er Gelegenheit findet, z. B. S. 15: *Na kaj sa eno visho? ga prasha Janes.* Gut slovenisch: *Kako tako? ga prasha Janes.* S. 17: *Kaj so to sa ene rezhl, Ozha?* Gut Slovenisch: *Ktíre so te rezhl? — oder — ktíre so táke rezhl? — oder — ktíre rezhl so to?* S. 51: *O kaj sa eno lepo vréme je denef!* Gut Slovenisch: *Kako lepo vréme je denef!* S. 52: *Posnásh, kaj sa eno shíto je to?* Gut slovenisch: *Posnásh, ktíro shíto je to? — oder — posnásh to shíto — oder — posnásh, kako se timu shíto právi.* S. 69, 70, 72: *Kaj je to sa enarézsh?* Soll heißen: *Kaj je ta rezsh? — oder — kaj je to?* S. 73: *Kaj je to sa ena shí-2.1.* Soll heißen: *Ktíra je ta shíval?* S. 96: *Kaj mi tedaj dajo sa en sít?* Gut Slovenisch: *Kakshin svet mi dajo?* S. 101: *Kaj je denef sa eno vréme svunaj?* Gut Slovenisch: *Kakshino vréme je denef svunaj?* S. 106: *Kaj je to sa en Gospod?* Gut Slovenisch: *Kdó je (hölllich, kdó só) ta Gospód?* — Nach manches hätte Rec. über das Pronomen zu erinnern, wenn er nicht gar zu weitläufig zu werden fürchtete. So sind, z. B., solche Sätze rein germanisirend, wie S. 53: *Blagor tém (!), kateri se radi uzhljo.* *Glücklich sind diejenigen (wohl denen), welche gerne lernen.* Oder S. 60: *Blagor tému (!), kir vselej tak poroshzah (roshizah) hódí.* Der Landmann sagt, ganz im Geiste seines Dialects: *Blagor jim, ktíri se rádi uzhljo uzhe; — Blagor mu, ktíri vselej etc.* — So erkennt Hr. Pr. auch die richtige Setzung des vom Infinitiv regierten Fürwortes, wenn noch ein bestimmtes Zeitwort im Satze vorkommt. Z. B. S. 43: *Al neji shel jih (!) sbudít?* *Bist du nicht gegangen, sie aufzuwecken?* Oder S. 89: *Naj pridejo vezhkrat me (!) obískat.* *Kommen sie mich öfters besuchen.* Sollte heißen: *Ali jih nísi shel ísbudít? — Naj me pridejo vezhkrat obískat — oder — pridejo naj me vezhkrat obískat.* Die richtige Setzung des Pronomens in solchen Fällen ist folgende. Indicativ: *Ga grém vezhkrat obískat — oder — obískat ga grém vezhkrat — oder — grém ga vezhkrat obískat.* Ich gehe ihn öfters besuchen. *Sim ga s el vezhkrat obískat — oder — obískat sim ga s el vezhkrat — oder shel sim ga vezhkrat obískat.* *Ga bom shel vezhkrat obískat — oder — obískat ga bom shel vezhkrat — oder — shel ga bom vezhkrat obískat.* Fragend: *Ga grésh vezhkrat ob-*

iskat? Si ga shel vezhkrat obiskat? Ga bosh shel vezhkrat obiskat? oder auch — Si ga vezhkrat shel obiskat? ga bosh vezhkrat shel obiskat? Fragend mit der Verneinung: Ga ne grešh obiskat? ga nišh obiskat? Ga ne bosh shel obiskat? Absolut verneinend: Ga ne grém obiskat — oder — ne grém ga vezhkrat obiskat — oder — obiskat ga (pak) ne grém. Ganisim shel obiskat — oder — nisim ga shel obiskat — oder — obiskat paga nisim shel. Ga ne bom shel obiskat — oder — ne bom ga shel obiskat — oder — obiskat pa ga ne bom shel. Imperativ: Pojdi ga vezhkrat obiskat — oder — vezhkrat ga pojdi obiskat. So auch mit naj: Naj ga grém obiskat — oder — grém naj ga vezhkrat obiskat — oder — obiskat naj ga grém. Unser Dialect setzt also im erwähnten Falle das Pronomen immer zum bestimmten Zeitworte, und zwar bald vor bald nach, nie aber zum Infinitiv, wie es Hr. Pr. sehr unslovenisch thut. Doch Rec. schreibt ja keine Grammatik! Nur das bemerkt Rec. noch, dafs die in Beyspielen angedeuteten Variationen der Stellung nicht willkürlich sind, sondern durch den Context, und den Nachdruck bestimmt werden, den, und wohin man ihn legen will; jedesmahl ist der Begriff anders modificirt. — Ein unerträgliches Soloeicismus in der Schrift des Hrn. Pr. ist ferner der Accusativ statt des Genitivs bey Zeitwörtern mit der Negation. Nie hört man was solches aus dem Munde des Landmannes; es beleidigt jedes unverwöhnte slovenische Ohr. Drey solche Soloeicismen hat der Hr. Verf. in den *Erratis* verbessert, und dadurch gezeigt, dafs er die Regel theoretisch zwar weifs, practisch aber seiner Muttersprache nicht mächtig ist. S. 21: Ja (!), pa to she ni vse, mi (!) vama nozhmo to profost (!) le famo sa jutro dati, ampak etc. Soll heissen: Pa to she ni vse; te profost vama nozhmo famo sa jutro dati etc. S. 27: — Kaj ne vesh, de nama denes ni nizh prepovedano (prepovedaniga). S. 32: — ino ne plavajte na verhu vode, kadar jas (!) nej jim per vas — und schwimmt nicht oben auf dem Wasser, wenn ich nicht bey euch bin. Soll heissen: — ino ne plavajte — kadar me per vas ni. S. 53: — sakajoni (!) si shaze (kinzho) sherajo, katore (!) jim noben zhlovek odvseti ne samore. Soll heissen: sherajo, ktirih jim ne more noben zhlovek odvseti. S. 57: Od mertvih, ino tistih, kateri (!) nejsu tukej (!), drujga ne govori etc. Sollte heissen: Od mertvih ino tistih, ktirih — oder — ki jih vprizho ni, govori sgól dobro etc. S. 70: Dastikrat se grém sprchajut vun (!) na polje, pak vender nigdar svoj dom (svojiga doma) ne sapustim. S. 78: mi sami ne sastopimo ne grešhko (-kiga), ne Latinsko (-kiga). S. 84: Smert ima koso, ne sekiro (sekire). S. 85: S' velikimi G(g)ospodi ni dobro zhefhnje (zhefhnj) sobati. S. 85:

Kar me ne pezhe, to (tiga oder noch besser ganz wegzulassen) ne plham. S. 91: ne bom na to (tiga ne bom) posabil. S. 105: Jim nozhem vezh nadlego (nadleže) debati. Ein anderer durchgängiger Germanismus des Hrn. Verf. ist das Vorwort *od*, wo der ächte Slovene den Genitiv setzt, oder sich sonst anders ausdrückt, z. B. S. 8: *al nobeden od (!) njuji nevé póta nasaj najti*. Sollte heissen: *ali nju nobeden ne vé najti póta nasaj*. S. 1b: *Tudi je rad dal polovtzo svojnu (svojimu) bratu od (!) vfiga, kar je imel*. Das *od* ist zu tilgen. S. 32: *Kadar je ena od (!) njih prishla, ino skos plavati hotla etc.* — *Ravno to je tudi sturil, kadar, je ena od (!) njih na verh vode perplavala etc.* Wenn dann eins (Fischchen) von ihnen kam, und durchschwimmen wollte etc. Eben das *that* er auch, wenn eins von ihnen oben aufs Wasser kam etc. Der Slovene drückt dieses eins von ihnen mit *ktiri*, *a*, *a* in solchen Fällen aus, und sagt: *Kadar je ktira prishla, ino hotla skos plavati*. — *Kadar je ktira na verh vode perplavala etc.* S. 75: *Vsi vsi so odrásliki od (od ist wegzustreichen) eniga ino ravno tizaistiga (tistiga) debla*. S. 85: *Od (!) zhigar je polno serzé, toisto is úst vunkaj gré*. Mag heissen: *Is úst zhlovéku gré, zhefar jo polno serzé*. S. 90: *Kaj velá lekát (vatel od (od ist wegzustreichen) tega sukna?* Sogar in das *Vodnik'sche* Gedicht S. 41 corrigirt Hr. Pr. ein *od mrasa*. Hat er nie den Landmann sprechen gehört: *lakote bom vmerel; húdiga bom konez vsel: mrasa jemle vse konez*. Es scheint, als wenn dem Hrn. Verf. jedes noch so kleine deutsche Wörtchen erbarmte, wenn er es unübersetzt lassen sollte! Denn wie er es mit dem deutschen *von* macht, macht er es mit noch manchen andern Wörtchen, z. B. mit dem deutschen *da*; treu übersetzt er es mit einem *tu*, mag es der Genius der slovenischen Sprache ertragen oder nicht. Nur ein einziges Beyspiel. S. 31: *Dostikrat se je (moh) h' kraju vsédel, ino pogazho v' vodo drobíl, ino tu (!) so prishle te le fletne ribize, ter so se dobro gostile. Tu (!) je on (!) skosi dial etc.* Oft setzte er sich (der Mann) am Ufer hin, und brockte Semmelkrumen ins Wasser; und kamen denn die niedlichen Fischchen, und liesen sich wohl schmecken. *Da* rief er ihnen beständig zu u. s. w. Gut slovenisch müfste man sagen: *Dostikrat se je h' kraju vsédel, ino je pogázho v' vodo drobíl; fleten ribize pa so hodíle, ino se dobro gostile. Skosi jim je djal etc.* Dieses germanisirende *tu* kommt gleich wieder auf der 32. Seite zweymahl vor; und so geht es durch das ganze Buch. — Ein dem Hrn. Verf. sehr beliebter Soloeicismus ist das Übersetzen des deutschen *Sollen* durch *iméti*. Gut slovenisch gibt man dieses *Sollen* mit dem Imperativ, mit dem Indicativ mit *naj*, mit dem Infinitiv, mit *mórem*, *ne smém* u. s. w. Das *imam* bedeutet

bey uns so wenig, wie bey dem Lateiner sein *habeo*, ein *Sollen*, sondern ein *Haben*, *Besitzen*. »*Ti imash eniga samiga Boga zhashtiti*« heisst nicht: »*Du sollst einen einzigen Gott verehren*« sondern: »*du hast nichts mehr als einen einzigen Gott, den du verehrest.*« »*Ti nimash krásti*« heisst nicht: »*Du sollst nicht stehlen*« sondern: »*du hast nichts zu stehlen, es ist nichts da, was du stehlen könntest.*« Nun, wie mit andern, so fängt auch mit diesem Soloecismus der Hr. Verf. gleich S. 7 respective 1 an: *Al nevésh, kaj so Ozha rekli; de imava na verti ofati, odgovori njegov brat.* Sollte heißen: *Al ne vésh, kaj so ozha rekli, de na verti ofatíva?* — oder — *al ne vésh, de so nama ozha rekli na verti ofati?* — oder — *al ne vésh, kaj so ozhe rekli, de móreva na vertu ofati, odgovori brat.* *Imava na verti ofati* heisst nicht: *wir sollen im Garten bleiben*, sondern, *wir haben Raum im Garten, um darin zu bleiben*; so wie: *nimava ke na verti ofati, wir haben keinen Platz im Garten um da zu bleiben.*

(Der Beschluss folgt).

Schöne Wissenschaften.

Überlieferungen aus der Vorwelt, von J. C. Pellegrin. Jena, in der J. G. Voigtschen Buchhandlung. 1812. Vorr. und Inhalt IX. 171 S.

Verführt durch den Namen des auf dem Titel genannten Verfs., unter welchem ein geachteter und beliebter Schriftsteller zuerst auftrat, nahm Rec dieses Buch in die Hand und ward auf das Äusserste getäuscht. Nicht also, um dieß Buch einer Beurtheilung zu unterwerfen, sondern vielmehr um jedermänniglich davor zu warnen, ward diese Anzeige geschrieben. Das ganze Buch scheint nichts als ein Ladenhüter zu seyn, der ehemals unter einem andern Titel erschien, und dem jetzt der Verleger, mit einem neuen lockenden Namen und unter einem anreizenden Titel wieder einzuschwärzen sucht. Hiefür spricht der neu aufgeklebte Titel auf ganz anderm Papiere und S. 51 folgende Stelle: wenn man bedenkt, daß der Mann aus dem vorhergehenden Jahrhundert war.« Die erste Erzählung, aus welcher diese Stelle genommen, fällt wenige Jahre nach dem dreißigjährigen Kriege, der Titel besagt das Jahr 1812, so, daß also das vorige Jahrhundert nur zur ersten Austheilung, die wahrscheinlich in den neunziger Jahren des verflorbenen Jahrhunderts war, wohin die ganze Richtung des schlechten Buches deutet, gehört. Auch wird S. 37 eine Geschichte erzählt, die am

Anfange dieses Jahrhunderts geschehen seyn soll (in dem wir ja noch sind) und die ganz andere Zeiten andeutet.

Unter einem erbärmlichen »Etwas als Vorrede« nennt sich *Felix Kandidate* als Herausgeber, erzählt darin viel dummes Zeug von sich, und ist so schändlich in derselben zu sagen, der heil. *Dionysius* habe ihm dieß Büchlein anvertraut. Auch diese Äußerung trägt den Stempel einer Zeit, die dem Himmel sey Dank, verschwunden ist.

Um dieß Buch, da es vielleicht noch unter ein paar Namen in der Welt erscheinen möchte, gehörig zur Warnung zu bezeichnen, betrachten wir kurz den Inhalt: *das Gespenst auf der Burg Hochheim*; Geistergeschichte. Eine höchst gewöhnliche, schlecht erzählte Geschichte. Baron *Hochheim*, der kurz nach dem dreißigjährigen Kriege lebt, läßt S. 21 seine Repetieruhr schlagen. Ein Geist, der einen unerträglichen Leichengeruch verbreitet, und andres Widerliche stossen schon an und für sich selbst von der Lesung zurück. 2) *Die bestrafte Vermessenheit*, kein Märchen. Eine schlechte Erzählung die mit einer Schweinerey endet. 3) *Weibertugend, oder wer nur den rechten Fleck trifft!* Eine böhmische Novelle. Der eigentliche Schandleck des Buchs, eine ruchlose Geschichte, um so schändlicher, da der Verf. die Frechheit gehabt hat, sie zu lokalisiren. Der Schluß der Erzählung würde für einen solchen Schanddichter wie *Greocourt* und seine Nachfolger passen. Wehe den armen jungen Personen, die ein solches Buch erhalten, und Dank der Regierung, die durch eine gewissenhafte und strenge Controlle die Literatur von solchen Schändlichkeiten sichtet. 4) *Das Gastmahl am Hochgericht*. Gar in Versen; elend. Folgende Stelle wird genügen:

Und — wie im Sommer Wagenschmeer,

Entrinnt ihr Schweifs in großen Tropfen!

5) *Die drey Nothhelfer*. Ein Feenmärchen. Erbärmlich erzählt, aus einigen bekannten zusammen gestoppelt. Eckelhafte Stellen, wie folgende: »in dem Augenblicke wandte die großnasigte Goldspinnerin sich nach ihr um, und begann so heftig zu niesen, daß die Fensterscheiben sprangen, und die alte Königin von einigen Pfunden Spaniol, womit die ungeheure Nase eben geladen war, ganz bedeckt wurde,« findet man mehrere.

Man sollte eigentlich ein besonderes Blatt haben, dessen Zeichen ein Schandpfehl wäre, um solche Auswürfe der Literatur, die, leider Gott! noch immer in Deutschland herumgehen und gar aufgefrischt werden, darin anzuzeigen. Leider müssen wir hier davon sprechen, damit sich niemand, wie wir, durch den lockenden Titel verführen lasse.

Bg.

Allgemeine Literaturzeitung.

Nro. 66.

Dienstag, den 17. August

1815.

Reisebeschreibung.

Schiltbergers aus München (der) von den Türken in der Schlacht von Nikopolis 1395 gefangen genommen, in das Heidenthum geführt (worden) und 1427 wieder heimgekommen, Reise in den Orient, und wunderbare Begebenheiten; von ihm selbst geschrieben, aus einer alten Handschrift übersetzt und herausgegeben von A. J. Penzel. München 1813, bey M. J. Steger. 206 S. in 8. (d. L.)

Des alten *Schiltberger's* einfach, wiewohl nicht ohne Zusatz von Wunderbarem und manchem Irrthum, erzählte Reise verdiente immer als ein Beytrag zum Quellenstudium der asiatischen Geschichte seiner Zeit, wieder gedruckt und in das Publicum gebracht zu werden, aber nicht so wie sie hier erscheint ohne ein einziges Wort oder Vorbericht des Herausgebers, ohne eine einzige Note desselben, worin die zahllosen Verstümmelungen orientalischer Namen, und andere geographische und historische Irrthümer berichtet worden wären. Ohne diese unumgängliche Zuthat, wovon sich der Herausgeber auf eine keineswegs zu entschuldigende Weise losgesagt hat, wird die Lectüre dieser Reisebeschreibung wohl für die meisten Leser nicht nur in belehrender Hinsicht ganz nutzlos, sondern dadurch, daß sie ihnen das Gedächtniß mit ganz falschen Namen von Personen und Örtern füllt, vielmehr schädlich und dem Fortschritte geographischer und historischer Kenntnisse nachtheilig. Der wievielte Leser wird denn z. B. wenn er gleich auf der zweyten Seite des 1. §. liest: »die Hauptstadt der Bulgarey ist *Baden*« sogleich errathen, daß hier *Widin* gemeinet sey. Ein gleiches Bewandniß hat es durchaus fast mit allen Namen, deren einige selbst dem Rec. ein Räthsel geblieben. Man urtheile selbst: *Goma* lies *Conia*, *Marsuany* l. *Mersifun*, *Gymaid* l. *Dschuneid*, *Sampson* Aechtes Heft.

l. *Samsun*, *Gaisarie* l. *Caifsarije*, *Angaria* l. *Angora*, *Adalia* l. *Anthalia*, *Ersingen* l. *Erserum*, *Auchob* l. *Kewkeb*, *Herossen* l. *Chorasfan*, *Axhum* l. *Nachdschiwan*, *Schurvan* l. *Schirvan*, *Temurkapit* l. *Demurkapi*, *Origens* l. *Arghandsch*, *Ibifsihur* l. *Nischabur*, *Agrisch* l. *Bukuresch'*, *Türgisch* l. *Tergovischt*, *Ueberteil* l. *Ibrail*, *Pudem* wie oben *Baden* statt *Widin*, *Ternaw* l. *Tirnova*, *Magansa* l. *Magnesia*, *Saruchen* l. *Saruchan*, *Anguri* wie oben *Angaria* statt *Angora*, *Charaman* l. *Caraman*, *Karanda* l. *Derende*, *Tarbesande* l. *Trabesun*, oder *Trepizont*. *Soltama* l. *Sulthanije*, *Mazu* l. *Baku*, *Lorosan* l. *Loristan*, *Hognufs* l. *Hormus*, *Welascham* l. *Bedachschan*, *Wagdas* l. *Bagdad*, *Zakathey* l. *Tschagatai*, *Horasma* l. *Chowaresm*, *Kopstzah* l. *Kipdschak*, *Cafsa* l. *Kafa*, *Kuritzald* l. *Kuds*, d. i. Jerusalem. Die Glaubensformel des Islamiten: *Le illach Mohamet rasur ullach*, lies *la ilah illallah*, es ist kein Gott aufser Gott; *Mohammed resulallah*, *Mohammed* ist der Prophet Gottes: Fast noch ärger sind die eigenen Namen der Personen verstümmelt: *Warachloch* soll der ägyptische Sultan *Borkok seyn*, dann seine Nachfolger *Zachan*, *Syachin Mallekscharf*, l. *Schehabeddin*, *Seifeddin* und *Melekoleschref* u. s. w.

Bey einigen Stellen sieht man klar, daß der Herausgeber selbst nicht gewußt, wovon die Rede war, z. B. S. 95: »Hier findet man auch Bäume, so die Frucht *Tatel* tragen, oder wie die Sarazenen selbige nennen, *Kurnia*,« heißt gar nichts Anders als: hier findet man die Bäume, so die *Datteln* tragen, welche auf türkisch *Churma* heißen. Diese Stelle macht dem Rec. glauben, daß der Herausgeber dieses Buch aus keiner anderen Handschrift übersetzt habe, als aus *Schiltbergers* altem Deutsch in das Heutige, und das er nicht einmahl die Datteln in seiner Muttersprache erkannte. Ein Seitenstück zu dieser Stelle findet sich gleich auf der folgenden Seite 96, wo von der *Surnosa* die Rede ist, das höchste unter den vierfüßigen Thieren, welches seine Höhe dem Halse zu danken hat, der vier Klafter und darüber misst;

wer sieht hier nicht, daß von der Dschirafe, auf arabisch *Sirafe*, die Rede ist, und wenn es der Herausgeber sah, warum liefs er die *Surnosa* stehen? — Was den Inhalt des Buches betrifft, so ist es als historische Quelle, wie schon oben gesagt worden, nicht ganz zu vernachlässigen, mit Abrechnung versteht sich des Wunderbaren, wie z. B. die Geschichte des Riesen, dessen Schienbein in Arabien zur Brücke dient. »Es ist nämlich, sagt *Schiltb.*, in diesem Lande zwischen zwey Felsen ein so tiefes Thal, durch welches ein Waldbach in einer so großen Tiefe fließt, daß man von der Brücke herab den Fluß selbst gar nicht sehen, sondern nur sein Rauschen hören kann; die Brücke nun so über dieses schaudervolle Thal führt, ist nichts anders, als des Riesen Schienbein. — In der Entfernung eines Bogenschusses von diesem Schienbein haben die Sarazenen einen Zoll angelegt, und von dem Gelde, was man aus diesem Zolle löset, wird Baumöhl gekauft, das Schienbein des Riesen damit zu salben und für Fäulniß zu schützen — es bleibt (beschließt *Sch.* seine Erzählung) eine höchst wunderbare, ja ungläubliche Sache, aber so ungläublich sie auch immer scheinen mag, so ist sie dennoch wahr. Denn wenn sie solches nicht wäre, würde *Schiltberger* sicherlich nichts von ihr schreiben; » *et voilà comme on écrit l'histoire.*

Eben so wahr als diese Erzählung ist der Titel des ägyptischen Sultans, an dem vom ersten Worte *Salbmander*, bis zum letzten *aller Götter Freund*, auch kein einziges ächt ist. Er nennt sich darin Oheim unserer lieben Frau, Herr des großen Waldes 400 Meilen lang, indem 72 Sprachen gesprochen werden, Herr des obersten Gottes zu Jerusalem, Gewaltiger von Galgarien, und Beschützer der Hölle. — In diesem Style ist das Meiste was *Sch.* über die mohamedanische Religion sagt, und selbst die geographischen Angaben sind, sobald er dieselben nur vom Hörensagen hat, eben so unrichtig. So setzt er z. B. S. 160 die Sophienkirche auf eine Insel Lampria bey Constantinopel, und das Griechische ist nicht minder verstümmelt als das Türkische, ohne daß sich der Herausgeber mehr Mühe gegeben hätte, es zu verbessern; so S. 169 *Eftohi* statt *εφθη*, oder S. 157 die 11 Sprachen worin die liturgischen Sprachen der Griechen geschrieben seyn sollen, wo unter andern *waltheisch* statt *wallachisch*, *gorchilasisch* statt *georgisch* steht u. s. w. Indessen muß uns alles dieß vom Verf. der Reise weit weniger wundern, als von seinem Herausgeber; und ist wohl viel mehr zu erwarten von dem Ersten, der als sechszehnjährige Pursche nach dem Tode seines Herrn bey der Schlacht von Nikopolis in *Bajased's*, und dann bey der Schlacht von Angora in *Timur's* Gefangenschaft gerieth; erst

bey diesem, dann bey seinem Sohne *Miranschah*, nicht *Miramsehlah*, und seinem Enkel *Ebubekr*, nicht *Abubachir*, dann bey einem tatarischen Prinzen als Soldat diente, und endlich als Ausreisser, nach 32 Jahren über Sinope und Constantinopel in sein Vaterland zurückkam. Manches von dem was er von seinen Feldzügen und Herrn erzählt, bestätigen auch die morgenländischen Geschichtschreiber, wie z. B. die Riesenstärke des Prinzen *Ebubekr's*, der einem dreyjährigen Ochsen auf einem Streich den Kopf abhieb. Das Schwert wog (nach dem *Nochbetettevarich*) sieben Bathman. Manches findet sich hier zur Ergänzung gleichzeitiger vaterländischer Geschichten, so z. B. S. 16 der Einfall *Bajaseds* in Unter-Steyermark, wo er aus der Gegend von Pettau 16000 Gefangene wegschleppte, von denen ein großer Theil hernach in Griechenland angesiedelt worden. Der Chorherr *Julius Cäsar* schweigt in seiner Geschichte von diesem Einfalle, und kein Reisender hat noch die Spuren dieser steyrischen Colonie in Griechenland aufgefunden.

M a t h e m a t i k.

Anfangsgründe der reinen Geometrie und ebenen Trigonometrie, nach philosophisch-euklidischen Ansichten abgefaßt und mit einem doppelten Anhang von der Buchstabenrechnung und den Logarithmen versehen, von *Andreas Neubig*, Doctor der Philosophie, Privat-Dozenten, und der kameralistisch-ökonomischen Societät daselbst correspondirendem Mitgliede. Erlangen, in Commission bey *J. J. Palm* 1812; VIII. und 189 S. und 5 Kupfertafeln in 8.

Der Inhalt gegenwärtiger Schrift ist auf dem Titelblatte getreu und vollständig angegeben; und der darin gebrauchte Ausdruck »nach philosophisch-euklidischen Ansichten abgefaßt« hat im Rec. den Wunsch, das Werkchen zu lesen, hervorgebracht.

Die Gründe, welche den Verf. bewogen haben, die Anzahl der geometrischen Lehrbücher zu vermehren, sind folgende:

»1) Die richtig entdeckten und begründeten Denkgesetze berechtigen nicht bloß, sondern nöthigen uns vielmehr, die Entstehung und Bildung der geometrischen Gegenstände nur so für richtig anzunehmen, wie sie hier gelehret wird;

»2) der Vater der Geometrie hat die Gegenstände eben so erklärt, wie es hier geschehen ist;

»3) an die hier gegebenen Ansichten lassen sich

die tausendjährigen (ist nicht alle Wahrheit ewig?) geometrischen Wahrheiten auf eine ganz einfache und natürliche Weise anknüpfen, ohne der geometrischen Schärfe Eintrag zu thun;

»4) vielfältige Erfahrungen haben mich belehrt, daß die hier gegebene Ansicht sowohl ältere als jüngere Personen von unbefangenen Geiste vollkommen anspricht, und ihnen als die natürlichste, wie es auch nicht anders seyn kann (!) vorkommt;

»5) da der ganze Vortrag der Geometrie syntetisch ist, so scheint es am natürlichsten zu seyn, daß er es auch gleich am Anfange bey der Darstellung der Grund-Principien sey, und nicht, wie bey andern, analytisch;

»6) da alle Untersuchungen über den Inhalt der Parallelogrammen darin übereinkommen, daß man denselben findet, wenn man eine Linie (die Basis) so oft nimmt, als eine andere Zahl (die Höhe) anzeigt, so braucht man nach dieser Ansicht keine mühsame und weitläufige Deduction zu machen, um zu beweisen, daß dieses Natürliche denn doch nicht ganz natürlich sey (!)»

Ob und in wie fern der Verf. das geleistet hat, was er selbst als Grund zur Vermehrung der geometrischen Lehrbücher anführt, können am unwidersprechlichsten seine Sätze zeigen, davon Rec. einige aushebt, die ihn vorzüglich »angesprochen« haben.

»§. 2. Das Einfache und Kleinste, welches der menschliche Geist denken kann, ist oder heißt ein *Punct*, welcher ebendaher ohne Theile und Ausdehnung gedacht werden muß.«

»§. 3. Eine *Linie* ist eine Reihe unmittelbar vor einander liegender *Puncte*.«

»§. 4. Daher bilden zwey unmittelbar neben einander befindliche *Puncte* die kleinstmögliche *Linie*, bey deren Trennung an keine *Linie* weiter zu denken ist.«

»§. 5. Die *Fläche* besteht aus unmittelbar vor einander befindlichen *Linien*.«

»§. 6. Die kleinstmögliche *Fläche* besteht aus zwey *Linien*, bey deren Scheidung keine *Fläche* mehr Statt findet.«

»§. 7. Liegt man *Flächen* unmittelbar auf einander, so entsteht ein *Dickes* oder ein *Körper*.«

»§. 8. Der kleinstmögliche *Körper* besteht aus zwey *Flächen*; und man sieht leicht ein, daß bey fortgesetzter Theilung die *Körper* in *Flächen*, diese in *Linien*, diese endlich in *Puncte* zerlegt werden.«

»§. 48. Die GröÙe eines Gegenstandes zu bestimmen, wäre das einfachste, alle *Puncte* woraus er besteht, zu zählen.«

»§. 118. Der *Inhalt* einer Figur im Allgemeinen ist die Summe aller in ihr befindlichen oder zu ihr gehörigen *Puncte*.«

»§. 194. Der Umfang eines jeden Kreises ist ei-

nem ordentlichen Vielecke gleich, in welchem jede Seite $= \sqrt{2r - 1}$, unter r eine bestimmte Anzahl *Puncte* verstanden. *Beweis*. Auf dem Ende des Halbmessers, welcher aus r *Puncten* bestehen soll, errichte man ein Perpendikel, mit welchem anfangs die Kreislinie zusammenfällt; allmählig wird sie sich aber von ihm entfernen: die erste und kleinste Entfernung wird einen *Punct* betragen. Wird nun bey dem Eintreffen dieser Voraussetzung vom Mittelpuncte des Kreises zum Endepuncte dieser Tangente eine gerade gezogen, so wird sie $(r+1)$ *Puncte* betragen, und also die GröÙe der Tangente $= \sqrt{(r+1)^2 - r^2} = \sqrt{2r+1} = \sqrt{2r}$, weil der Unterschied nicht gar ein *Punct* ist. Bey einer Länge der Tangente, die nicht größer als $\sqrt{2r - 1}$ ist, fällt sie mit der Kreislinie zusammen: folglich u. s. w.

»§. 286. Daher sind Pyramiden, die gleiche Grundflächen und Höhen haben, dem Kubikinhalte nach gleich; denn sie bestehen aus einer gleichen Anzahl gleichgroßer Flächen.«

Man sieht, daß der Verf. die Raumpuncte, Raumlilien und Raumlächen *Langsdorfs* adoptirt habe, wozu er aber schwerlich, wie *Langsdorf* durch höhere Ansichten der Geometrie und Analysis verleitet worden ist. Bey dieser Ansicht der Dinge hören die geometrischen Ausdehnungen auf, stetige GröÙen, und in's Unendliche theilbar zu seyn; krumme *Linien* gibt es gar nicht; und die Kreislinien sind nicht mehr ähnliche Figuren; trotz seiner Behauptung in §. 195: daß von Kreisen alles gelte, was von ähnlichen Figuren bewiesen worden ist. Und nun noch einiges dem Verf. Eigenthümliche.

»§. 9. Die Geometrie kann man in zwey Theile theilen, wovon der erste die *Linien* und *Flächen*, der andere die *Körper* betrachtet; jene heißt die *ebene*, diese die *körperliche* Geometrie.«

»§. 16. Ausgedehnte GröÙen decken einander, wenn man sie so aufeinander legen kann, daß alle ihre Grenzen auf einander fallen.« (Also sind Kreisbögen verschiedener Kreise congruent, wenn sie eine gemeinschaftliche Sehne also die beyden Endepuncte, d. i. ihre Gränzen gemein haben !!!)«

»§. 41. Gerade *Linien* und *Winkel* können so weit, als man will, verlängert werden.«

»§. 117. Überhaupt ist die *Höhe* einer Figur das größte unter allen Perpendikeln, welche sich aus *Puncten* des Umfanges auf die Grundlinie oder deren Verlängerung ziehen lassen.«

Im Beweise des §. 247 beruft sich der Verf. merkwürdig auf den §. 8: »In jedem Dreyecke stehen den größern Seiten auch größere *Winkel* gegenüber.« Er vergleicht nämlich zwey Dreyecke, welche wechselweise zwey gleiche Seiten, die dritte Seite aber in dem einen Dreyecke grö-

Isler, als in dem andern, haben; und so folgt er aus dem §. 82: »dafs der, der dritten Seite gegenüber liegende Winkel in jenem Dreyecke gröfser sey, als in diesem.«

Slavische Sprache in Innerösterreich.

Deutsch-Slovenisches Lesebuch, enthaltend verschiedene Erzählungen, Fabeln in gebundener und ungebundener Rede, Gespräche, moralische Denkprüche, Lieder, Räthsel, einen kurzen Umrifs der Geschichte der alten Slaven, Sprüchwörter, allerley nützliche Redeübungen, nebst einer kurzen biblischen Geschichte u. s. w.

(Beschluss.)

Auf dieser nämlichen Seite 7 kommt noch ein solcher Soloecismus vor, den wir schon oben bey der Rüge des Artikels mit und neben berichtet haben. S. 8: *Jas sem dobro védil — ino sa to sem vama rékel, de imata noter ofati.* Sollte heißen: *Védil sim — sa to sim vama rékel, de na verti ofanila.* S. 11: *Moj Ozha tebe (!) tudi — ino so mi rekli, de te imam seboj perpelati.* Sollte heißen: *Moj ózhe te tudi — ino so mi rekli, de naj te seboj perpelam — oder — ino so mi te rekli seboj perpelati etc.* Dieses *imam* ist freylich auch schon unter den Landmann vertragen; doch meistens nur in der Katechismus-Sprache; sonst drückt er sich immer rein slovenisch aus. Ja auch in der Katechismus-Sprache existirt es nicht so viel unter dem Volke, als in unsern germanisirenden Katechismen, und im Munde des germanisirenden Geistlichen. Allein, wenn man alle derley Germanismen in Schutz nehmen will, wozu braucht man denn doch noch Lehrer des Slovenischen? — Einen andern Germanismus begeht Hr. Pr. mit dem *sa* vor dem Infinitiv, wie z. B. S. 48: *M. Sa to hér morebit, kadar nej Ozhéta domr, imash veksho profost?* J. *De bi nevédil, kaj sa eno (!) veksho profost?* M. *Sa (!) igrati ino okoli hoditi.* Rec. führt längere Sätze an, weil sie mit und neben immer Beispiele auch anderer Mißgriffe sind. Sollte heißen: *M. Sa to ker imash morebit veksho (vézhi) profost, kadar ni ozhéta doma?* J. *De bi (Bipázh) ne védil, kakshino profost?* M. *Igrati ino okoli hoditi.* S. 106: *Naj she en malo poterpijo, de kluzh poishem sa (!) sakleniti.* Mag heißen: *Naj — de poishem kluzh, ino saklénem.* Dieses *sa* ist unslovenische Übersetzung des deutschen *zu*; der Stock-

Slovene gibt entweder seinen Satz ganz anders als der Deutsche, oder aber braucht er den Infinitiv ohne allen Zusatz, beobachtet aber eine ganz eigenthümliche Stellung. Weil in der Schrift des Hrn. Pr. aus Mangel an Gelegenheit dieser Germanismus seltener vorkommt, so will ihm Rec. ein recht auffallendes Beyspiel aus dem Illyrischen *Kershanjski navuk*, woraus Hr. Pr. seine *svete sgodbe* genommen hat, geben. S. 87 heifst es dort: *Ktira perprava je nar bolski sa odpuštike prav dobiti? Welche ist die beste Vorbereitung, Ablässe recht zu gewinnen? Wie unslavisch ist der ganze Satz durch das blofse germanisirende sa! Aber eine andere Stellung, und man braucht kein sa, und der Satz wird der bündigste von der Welt! So nämlich: Ktira perprava, dobit prav odpuštike, je nar bolski? — Sehr beleidigend ist das Germanisiren des Hrn. Pr. mit dem deutschen *ausgehen*, das er immer durch *vun iti* gibt. Der Slovene gibt das deutsche *Ausgehen* mit *vun iti* nur dalmahls, wenn Jemand aus dem Zimmer, oder aus dem Hause geht, ohne sich vom Hause zu entfernen. *Je vun shel*, heifst im Munde des Landmannes, *er ist irgendwo draussen*, aufser dem Zimmer oder dem Hause, aber doch zu Hause. Geht man vom Hause, nicht aus dem Dorfe, oder aus dem Orte selbst, so heifst es: *je nekam shel: je kam shel: je mogel pa she kam iti.* Geht man in die Fremde, oder doch weiter wohin aus dem Orte, so heifst es: *je shel is dóma.* Gewöhnlich aber drückt man sich geradezu mit *iti* aus, oder der ganze Satz lautet anders als im Deutschen, z. B. S. 9: *Mali prijásni Joshik je s' sofédovim Matevshikam vun (!) shel smarnize tergat.* Soll heißen: *Joshik — Matevshkam shel (ohne vun) smarnize tergat.* S. 10: *Drugo jutro oba spet ravno sa to vun (!) gresta.* Welcher Unslavismus! Soll heißen: *Drugo jutro gresta spet obá po-nje.* S. 48: *Okoli pak ne hodim, kakor zhe mi M(m)ati dovólijo vun (!) iti etc.* Soll heißen: *zhe mi mati kam iti dovólijo.* — Doch alle Germanismen und Soloecismen des Hrn. Verfs. lassen sich nicht classificiren. Rec. will also nur noch einige einzelne Beyspiele herausheben. S. 10 heifst es: *Vse, ktére Valentin najde, dá (darúje) tému (!) ki mu je pomagalo to (!) sgubleno (!) spet najti; unimu (ovimu) pak nobenih (!) ne dá.* Alle (Blumen), welche Valentin fand, schenkte er dem, der ihm geholfen hatte, das Verlorne wieder zu finden, dem andern aber gab er keine. Wie wörtlich, aber auch, wie sinnlos ist das ganze übersetzt! Kein Slovene spricht so, er versteht es kaum. Der Stock-Slovene würde sagen: *Valentin dá vse Joshiku, kar jih dobi, ki mu je nosha isfati (najti) pomagalo; unimu pak ne dá nobène — oder — nikar ène, nicht nobenih. Nobenih* ist gefehlt, und bedeutet*

in diesem Contexte nicht keine sondern von keiner Art, was hier nicht gesagt seyn soll, weil sie nur eine Art Blumen — Mayblumen, *šmarnize* — pflückten. Besondere Sprachen, besondere Eigenheiten! — S. 12 heist es: *Enkrat so bili obadva — ino kar sta iméla* (sollten!) *sa opoldne (!) jesti (!), to (!) so jima seboj dali.* Ist baarer Unsinn! Der Stock-Slovene sagt: *Enkrat —, ino dali so jima jedi seboj sa opoldne.* S. 14: — *ino (so) ga puštili (!) v' eni lepi mehki posteli spati.* Soll heißen: *ino (so) mu rekli — oder — pokasali v' lepo mehko postelo spat.* Auf der nämlichen Seite etwas tiefer: — *ino toti (gospod) ga je puštil (!) — škerbno gori (!) srediti.* Sollte heißen: — *ino imel je škerb sa-nj, ga prav lepo isrediti — oder — ino redil ga je prav škerbno — oder — ino škerbel je sa-nj dokler je bil velik.* *Puštil* (liefs) hat im Slovenischen die Bedeutung des Nichtwehrens, nicht aber des activen Zuthuns; 'es französischen *laisser*, nicht des französischen *faire*. S. 16: *Einigkeit* heist *ednost*, nicht *slóshnost*; dieses letztere, soviel Rec. weiß, bedeutet *Bequemlichkeit*. S. 21: *O to bo sagvišno (!) prav dolgo terpélo!* Solche geradezu deutsche Wörter gehören doch nicht in ein Musterbuch! Man kann ja den Satz anders geben, z. B. *O, gotovo bode dolgo to terpélo — oder — jvéjta sva si, de bo to dolgo terpélo!* Von solchen deutschen Wörtern strotzet dieses Buch, und diels ohne alle Nöth, da man ächt slovenische und dazu gewöhnlich allgemein verständliche dafür hat. Es ist lächerlich, wie der Hr. Verf. ächte allgemein bekannte slovenische Wörter durch deutsche oder italienische per Parenthesim erklärt, als wenn er fürchtete, das diese Fremdlinge nicht in Vergessenheit geriechen. Oder ist irgendwo der slovenische Dialect wirklich so corruptirt, das man derley Erklärungen bedarf, wie z. B. für *obléžhi koga, komu oblázhllo omisliti — koga ogvantati*; für *se mi polúbi, slubi, me míka — se mi lufita*; für *vosnáríti — súrati*; für *soperno, neprijetno, nevsheže, pušto — nelufatno*; für *oróda, oródje — rishtinga*; für *pohíshivo — glejšhtinga*; für *velé* oder *šojl — kofhtá*; für *sapovéjo, vkáshejo — safhafájo etc. etc.?* Sollten diese Erklärungen irgendwo auch wirklich Bedürfnis seyn, so mag sie der Lehrer mündlich geben; aber Bücher, Schulbücher soll man damit nicht entstellen! — Doch Rec. muß wieder einlenken. S. 13 heist: *Per ti besédi gré eden v' leta (toti), ta (!) druga v' en (!) drugi kót híshe, ino shnable (zhóbe) dol (!) obéfi.* Soll heißen: *Per ti besédi gresá edeu v' ta, eden (nicht ena) v' un kót híshe, ino zhóbe (shóbe) obéfi.* Gleich darauf: — *ino od (!) lépiga dopoldneva so le she dve uri zhes (!) bile etc.* Das theure *zhes biti!* kömmt noch öfters vor. Sollte heißen: — *ino lépiga dopoldneva je*

bilo lé she dve uri. S. 26: *Eden pogerje (térja) to, drugi (soll heißen eden) uno.* Beydes *pogerje* und *térja* ist germanisirend. *Terjati* ist nur damahls für *Begehren* oder *Fordern* richtig gebraucht, wenn sich das Begehren auf vollkommene Rechte und Pflichten gründet, z. B. bey Schulden u. s. w., und da sagt man: *koga sa kaj terjati*, nicht *kaj terjati* [od koga, wie es germanisirende Schriften thun. Das gewöhnliche *Begehren* geben wir durch *hotéti*, oder wie es der Context mitbringt. Also: *Eden hozhe to, eden uno.* S. 28 ist der erste Absatz ein schönes Muster des Germanisirens: *Tu (!) Ozha blishej pride, pak vender sa dobro (!) sposná, se she ne pokásati.* On (! sonst aber Nie-mand?) *je védil, de ribnik ni slo globok.* *Ino zhe ravno noter (!) padeta, pravi sam per sebi, tak (!) nju (!) ja (!) snash (!) spet vun potégniti.* Sollte beyläufig heißen: *Ozhe se sdaj perblisháje, pa míšti (prevídi) de je bol zhe se she ne pokáshe. Védil je, de ribnik ni slo globok. Zhe tudi va-nj padeta, pravi sam per sebi, sej jih spet lohka potégnem is njega.* NB. *snáti* enthält im Slovenischen nur den Begriff des *Verstehens*, *Wissens*, nicht des physischen *Könnens*. Das physische *Können* drückt der Slovene mit *mórem, samórem, smém* aus, wie es der Context fodert. Am liebsten aber mit *lohko* oder *lohka* und dem Zeitworte in der bestimmten Art, z. B.: *Leihe mir etwas Geld. Ich weiß, das du es thun kannst, wenn du nur willst. Posódi mi nekóliko dnarjov. Vém, de mi jih lohko posódiš, zhe le hozhešh.* Nicht, *de to snásh — oder — de mi jih snash posódi.* Dieses kann man auch von solchen Leuten sagen, die keinen Kreuzer vermögen. Diels per Parenthesim, weil der Hr. Verf. mit diesem *snáti* durch das ganze Buch germanisirt. Auf dieser nämlichen Seite heist es: — *se je nashlo.* Soll heißen: — *se je pokasalo.* Eben da: *Oferfeléti* heist nicht *schwanken*, wie es der Hr. Verf. nimmt. Das Wort ist onomatopöetisch, und drückt das convulsivische Hin- und Herhüpfen des mit dem Tode ringenden Vogels aus, bis er, ganz entkräftet, liegen bleibt und stirbt. Das Wort wird aber auch von andern Thieren und Menschen in ähnlicher Bedeutung gebraucht. Die Radix ist *fer, fre, fol* — Nachahmung des Flügellautes — wovon eine Menge Wörter z. B. *ferkam, ferknem, ferzhím, ferfrám, ferfolím, — ley Schnepfen — fofotám, fofózhem.* S. 30: *Shtúpa je gerda po ústih* sagt kein Mensch, wohl aber, *pústa, soperna, grenka, gorjúpa.* *Shtupo noter vséti* ist ein kräftiger Germanismus. *Einnehmen* in dieser Bedeutung heist *vshíti, savshíti*, bey Flüssigkeiten auch — *popíti, ispíti.* S. 49: *Kaj me sa (!) tako malo zenish (sa tako malo zeno shtimash)?* Wo hat der Hr. Verf. so reden gehört?? Der Slovene würde sagen: *Kaj me tako malo zénish? míshish,*

de fim tako dóber kúp? S. 53: Pripovísti véstniga sadershanja, soll heißen, *moralische Denksprüche!* welcher Slovene hätte das errathen? S. 55 übersetzt der Verf. *einflößen*, mit *noter daje* (eingeben)!!! Der Stock-Slovene braucht in diesem Sinne *navdája*. Also: *Nar bolsi prijatel je tisti, ktiri vas s' sovrashtvam navdá (navdája) do pregréhe, ino s' lubésenjo do kreposti* — oder auch — *Nar bolsi — ktiri vam stúdi pregrého, ina krepost lubésnivo déla*. S. 57: Groll nähren gegen Jemanden, heißt gut Slovenisch: *Piko iméti nakoga*. S. 70 ist das Räthsel: »Kdo je bil rojen, ino she (!) nej vmerela sehr lächerlich; wie kommt das she herein? Das zwölfte Räthsel ist durch seine unslovenische Setzung ganz entstellt. Der Slovene sagt: *Vézh ko se odvúme, vézhi je; vézh ko se perdéne, mánjshi je etc.* Ein großer Theil dieser Räthsel strotzt von ähnlichen Unslavismen. S. 75: *she zhes petdeset milijónov dúsh slíshi (!) k' temu nekídaj možno slavézhimu narodu*. *Slíshi* ist ein Germanismus. Gut Slovenisch würde es heißen: *she nad pédeset milijónov dúsh je tiga nekídaj véško slavézhiga naróda*. S. 77 ist véro gori vséti ein großer Germanismus. Slovenisch sagt man: *véro na-se vséti*. S. 87: *Prav dobro vun vidijo*, ebenfalls. Der Stock-Slovene sagt: *so prav lepo rejéni* — oder — *so prav polniga líza*. S. 88: *Kako se so pravi*, ist nicht slovenisch; gut sagt man: *kako se temu pravi*. S. 93 ist: *kaj vam she v' glavo pade germanisirend*. Soll heißen: *kaj vam she na misel pride*. Rec. bricht ab, mit der Bemerkung, daß diese Auszüge nur oberflächlich sind. Wollte Rec. genau zu Werke gehen, so wäre die Recension um einigemahl größer als das Buch selbst. Vorzüglich ist die Syntax und Setzung durchaus germanisirend, und für das slovenische Ohr unerträglich. Der Hauptgrund dieses durchgängigen Germanisirens ist beym Hrn. Verf. darin zu suchen, daß er nicht in seiner Muttersprache denkt. Das ganze Buch zeigt, er müsse sehr frühe vom Lande in die Stadt gekommen seyn. Seine Aufsätze sind im Durchschnitte deutsche Aufsätze mit slovenischen Wörtern ausgedrückt. Wie weit es der Hr. Verf. hierin treibt, sehe man z. B. S. 79: *Sdaj gresta v' Slovánsko semljo h' knésam etc.* Nun gingen sie (Constantin und Methodius) in das Slavenland zu den Knesen u. s. w. Aber *gresta v' Slovánsko semljo* heißt nicht: Sie gingen in das Slavenland, sondern, sie gingen in Slavenlande in die Erde; sie wurden im Slavenlande begraben. So versteht jeder Slovene nothwendig diesen Satz. Will der Slovene sagen: Sie gingen in das Slavenland, so spricht er: *Sdaj gresta na Slovánsko (Slovénsko)* — oder höchstens — *sdaj gresta v' Slovénsko deshelo*. Solche den ganzen Sinn verfehlende Übersetzungen würde der Hr. Verf. nie liefern,

wenn er seiner eigenen Muttersprache mächtig wäre. Auch würde er wahrscheinlich S. 69 das achte Räthsel beseitiget haben: *Man kocht es nicht, man kúet es nicht, man trinkt es nicht, man schlingt es nicht, und dennoch schmeckt es Vielen gut*. Dieses übersetzt nun der Verf. so: *Se ne kuha, se ne svézhi, se ne pije (nicht?), se ne poshíra, ino vender dostírim dobro díshí*. Im Deutschen mag dieses Räthsel angehen, im Slovenischen nicht. Denn in unserm Dialecte heißt *den Tabak rauchen, tobak píti* (den Tabak trinken). Nur mancher germanisirende Städter, und mancher Zwitter, der zeigen will, daß er auch etwas Deutsch versteht, sagt: *tobak kádm*, der Stock-Slovene nie.

S. 99 macht der Hr. Verf. wo er von der wörtlichen Übersetzung abgeht, die Anmerkung: »Man wunderte sich nicht, hier keine wörtliche Uebersetzung zu finden: dieß läßt der Genius beyder Sprachen nicht zu. Hätten die bisherigen Slovenischen Schriftsteller auf diesen höchst wichtigen Umstand mehr Rücksicht genommen, so würde unsere Sprache jetzt nicht so sehr von unnöthigen Germanismen strotzen.« Wenn das bekannte: *medice cura te ipsum*, je eine wahre Anwendung hatte, so paßt es gewiß im vollen Sinne auf den Hrn. Verf. Was Rec. zu des Verfs. Entschuldigung anführen kann, ist dieses, daß der Hr. Verf. (den zweyten Theil des N. T. *deductis deducendis* ausgenommen) bisher wirklich nur germanisirende Muster in seinem Dialecte vor sich fand. Zwey einzige Schriften kennt Rec. in diesem Dialecte bisher, die nicht germanisiren, und, einige orthographische Eigenheiten und andere Kleinigkeiten abgerechnet, im ächt Slovenischen Dialecte verfaßt sind; die aber freylich Hr. Pr. noch nicht benutzen konnte. Beyde kamen dieses Jahr in Laybach heraus. Ihr Abstechendes von allen bisherigen germanisirenden Schriften dieses Dialects hat Rec. ganz überrascht. Es ist die zwölfte (von einer andern, erst verfloßenes Jahr gemachten äußerst germanisirenden zwölften Auflage scheint dieses Werkchen keine Notiz nehmen zu wollen) verbesserte und vermehrte Auflage der *svéta massha*, Laybach bey Retzer 1813, 330 S. 12. Und: *Perpomózhik Boga prav sposnóti in zhastíti in pót prave frézhe po Jesusovimu víku in shívlénju*, aus dem Deutschen übersetzt und vermehrt, Laybach bey Retzer 1813. 109 S. 8. Man wird diesen Schriften einen eigenen Platz in diesem Blatte widmen. Rec. hat manches auch für die Recension der *Primitzischen Branja* aus diesen zwey Schriften gelernet. Wenn sich Hr. Pr. nach solchen Mustern bildet, und durch Umgang mit dem, besonders von Städten entfernteren Landvolke mehr in den Genius seiner Muttersprache einzu-

dringen sucht, so dürfte er bey seinem lobenswürdigen Enthusiasmus in der Folge was Befriedigenderes liefern; was Rec. wünschet und hoffet. — Über die Orthographie und andere Sonderlichkeiten des Hrn. Verfs. enthält sich Rec. aller weitläufigen Bemerkungen. Kommt ein neues *lateinisch slovenisches* Alphabet, so wird allen diesen Mängeln abgeholfen werden. Und Rec. erwartet ein solches aus guten Gründen. Sonst hätte er auch in der Orthographie vieles auszustellen. Der Hr. Verf. z. B. schreibt gegen allen bisherigen Gebrauch *isfradani Peter* statt *isfradan Peter*; *nesagléda* statt *ne sagléda*, *tok* statt *tak* oder *tako*; *moštovati* (kein Mensch spricht so) statt *mashovati*; *tej*, *nej* statt *ti*, *ni*; *donef* statt *deref* oder *dánaf*; *sem* statt *sim*. Oder ist vielleicht *sem*, *ich bin* besser, als *sim*? Andere Dialecte mögen immerhin *sem* schreiben; ihre Orthographie ist ganz anders gebaut. Bey uns ist das *i* der gewöhnliche stumme Vocal, nicht das *e*. Hr. Pr. braucht ja gewöhnlich selbst das *i* und nicht das *e* stumm. Oder will uns Hr. Pr. eine ganz neue Orthographie geben?? Wenigstens in dieser Schrift hat er es nicht gethan, sondern er wirft vielmehr alles untereinander. *Sem* heißt bey uns *her*, und wird ganz anders ausgesprochen als *sim*, *ich bin*. Nur eines bittet Rec. den Hrn. Verf. noch: er möchte, wenn er loben will, es doch anders anstellen, als er es S. 64 bis 65 thut!

C h e m i e.

Beschreibung von Selters. Dem Hrn. D. *Ferdinand Wurzer*, Professor der Chemie und Director des königl. Westphälischen *Collegii medici* in Marburg zur Prüfung vorgelegt, von *Johann Friedrich Westrumb*, der Medicin Doctor, Bergcommissär, Apotheker in Hammeln, und mehrerer Akademien und gelehrten Gesellschaften, Mitglied und Correspondent.

Auch unter dem Titel:

Beschreibung des Gesundbrunnen in Selters. Ein kurzer Auszug eines größeren Werkes von *Johann Gerhard Reinhard Andrea*; dem Hrn. Doctor *Ferd. Wurzer* u. s. w. zur Prüfung vorgelegt von *J. Fr. Westrumb* u. s. w. Mit einer Vorrede vom Ritter von *Zimmermann*, vormaligen Chur-Brunnschweig-Lüneburgischen Hofrathe und Leibärzte in Hannover. Marburg bey *J. Ch. Krieger* 1813. XIV und 128 S. nebst einer Tabelle in 8.

In dem Briefe vom 25. Jul. 1794, den Herr *Westrumb* als Vorrede gewählt hat, schreibt *Zimmermann*, daß erst die Nachwelt aus seinen Papieren die Gründe erfahren werde, weshalb er Hrn. *Andrea* und *Westrumb* habe auffordern müssen, *Selters* zu beschreiben: aus einer Anmerkung des Verfs. erfahren wir aber, daß selbst nach *Zimmermanns* Tode die Gründe leider (!) unbekannt geblieben sind. Zum Glück werden gleich im Anfange der Einleitung ganz bestimmt die üblen Gerüche, welche sich in den siebziger Jahren am Rhein von der Abnahme des Selterser Wassers an Qualität und Quantität verbreitet hatten, als die Veranlassung angegeben, warum der Churfürst von Trier den Gesundbrunnen zu *Selters* in naturhistorischer, chemischer und merkantilischer Hinsicht zu untersuchen und zu beschreiben befahl. Der damalige Apotheker in Hannover *Andrea* erhielt zuerst diesen Auftrag, welchem zu Folge er schon 1787 nach *Selters* reiste. Als ihn der Tod aber 1793 überraschte, war diese Arbeit nicht allein noch unvollendet, sondern das Hauptwerk, die chemische Analyse, noch gar nicht angefangen. Nun übernahm Hr. *Westrumb* dieses Geschäft, und übersandte die Resultate seiner Arbeit im May 1794 nach Hannover und Trier. »Längst wäre diese Schrift, sagt Hr. *W.*, und vielleicht schon vor 18 Jahren gedruckt, hätte nicht ein anderer böser Genius (leider walten mehrere über dem guten *Selters*) das zum Druck bestimmte Exemplar und die Kupfertafeln zurückbehalten.« Der böse Zeitgenius ist auch Ursache, daß das Werk nur in diesem kurzen (?) Auszuge erscheint, indem nicht ein Buchhändler sich finden möchte, der das Werk unter den Bedingungen, die man *machen zu müssen nöthig erachtet*, verlegen kann und wird.« Dieses sind für uns, die wir in so großer Entfernung von *Selters* mit dem Detail seiner Localitäten und Personalitäten völlig unbekannt sind, ganz unverständliche Anspielungen, und man wird uns daher einige Verwunderung darüber nicht verargen, daß die Untersuchung eines Mineralwassers von 1787 bis 1794 dauerte, und daß es dann wieder 19 Jahre brauchte, die Resultate derselben zum Drucke zu fördern. Aufser der chemischen Analyse, welche Hr. *W.* selbst »beschafft« hat, weiß man übrigens nicht, was man auf Rechnung des früheren oder späteren Verfs. setzen soll.

In seiner Untersuchung über das Alter des Brunnen zu *Selters* wünscht der Verf. sehnlichst zu wissen, wann »dieses berühmte Wasser die felsige Hülle zuerst durchbrochen habe.« Sonst begnügt man sich zu erfahren, wann ein Wasser zuerst wegen seiner Heilkräfte gebraucht worden sey. Auch müssen wir uns wirklich hier mit noch weniger begnügen; denn die einzige historische Notiz, die

uns der Verf. gibt, besteht darin, daß der Brunnen bis 1710 der Chur-Trierischen Amtskellnerey zu Limburg nur wenige Gulden Pacht eingetragen habe.

Die Abhandlung selbst zerfällt in 3 Abschnitte.

1. *Physische und andere Merkwürdigkeiten der Quelle zu Selters. Chemische Untersuchung des Selterser Wassers.* Nach einer Berechnung liefert die Quelle jährlich 304,66 Pariser Kubikfuß Wasser, nach der andern 10,368000 Mafs, welche 75500 Pfund fixe Bestandtheile enthalten. Das Verfahren bey der in jedem Jahre drey-mahl wiederholten Brunnenreinigung wird sehr umständlich beschrieben. Die gewöhnlichste Temperatur des Wassers ist 63—64° F.; sie ist, wie die des meisten frischen Quellwassers von der Temperatur der Atmosphäre nicht abhängig, wovon der Verf. aber die Ursache sehr weit herholt. Die gerathenen und misrathenen Versuche, das spezifische Gewicht des Wassers zu bestimmen, sind mit einer fast eckelhaften Weitschweifigkeit beschrieben, und doch konnte der Verf. nach seiner Methode durch Bestimmung des verhältnißmäßigen Gewichtsverlustes eines Glasstückes in Selterser und distillirtem Wasser unmöglich das spezifische Gewicht des mit Kohlensäure ganz angeschwängerten Wassers erfahren, weil während des Wiegens das spezifische Gewicht durch das Entweichen der Kohlensäure verändert werden mußte. Viel genauer hätte dieß nach *Klapproths* Methode in einem Fläschchen mit gut eingeriebenem Stöpsel geschehen können. Die Untersuchung des Wassers ist mit aller nur erdenklichen Umständlichkeit angestellt worden, und dieß mag wohl recht gut seyn, allein daß sie mit noch genauerer Umständlichkeit beschrieben wird, ist zu viel. Einem Chemiker hätte man sich mit dem zwanzigsten Theile der Worte verständlich machen können; einem Nicht-Chemiker aber erlaubt die lange Weile gewiß nicht, den zwanzigsten Theil davon zu lesen. Aufgefallen ist Rec., daß der Verf. S. 37 die gewöhnliche Seife aus Pflanzenkali bestehen läßt. Die Untersuchung des Wassers auf das quantitative Verhältniß der Bestandtheile, gegen deren Zweckmäßigkeit gewiß kein Chemiker einen erheblichen Einwurf zu machen im Stande seyn wird, gab folgende Resultate: 100 Kubikzoll Selterser Wasser enthalten:

Kohlensaures Gas	124	Kubikzoll
Fixe Bestandtheile	225 $\frac{2}{17}$	Gran
und zwar:		
Krystallisirtes Rochsalz	98 $\frac{2}{3}$	—
— — — Natrum	97	—
— — — Glaubersalz	4 $\frac{1}{3}$	—
Kohlensaures Eisen	14 $\frac{1}{2}$	—
— — — Kalk	8 $\frac{2}{3}$	—
— — — Bittererde	1 $\frac{1}{2}$	—
Kieselerde	1 $\frac{1}{2}$	—

Bergmann hatte bey seiner in Schweden angestellten Analyse dieses Wassers das Glaubersalz, Eisen und die Kieselerde übersehen; statt Kohlensäure aber Lebensluft angegeben.

II. *Ueber die Heilkräfte des Selterser Wassers.* Hier werden *Tabernemontans*, *Fr. Hofmanns*, *Zimmermanns* und *Hufelands* Worte über dieses Wasser angeführt; die Urtheile mehrerer anderer Ärzte im Auszuge geliefert.

III. *Das Brunnengewerbe* handelt von der Manipulation bey dem Füllen, Verkorken, Verpichen und Verpacken der Krüge, *Selters* versendet jährlich mehr als 1600000 Krüge, braucht aber nur fast 1½ Million Korkstöpseln (?); dann werden noch 25000 Pfund Pech, 26000 Stück Leder, 1500 Pf. Bindfaden, 30 Klaftern Holz zum Schmelzen des Peches verbraucht; 55000 Stück Krüge werden als unbrauchbar zum Füllen zerbrochen. Diese Geschäfte verrichten 28 besoldete Personen; in den Monathen, wo vorzüglich viel gefüllt wird, kommen noch 8 bis 10 Personen dazu.

Herr *Westrumb* verdient ohne Zweifel den Dank des ärztlichen und gelehrten Publicums überhaupt, daß er uns eine so genau und zweckmäßig angestellte Analyse des berühmtesten Gesundbrunnens in der Welt geliefert, und auch dafür, daß er einen Auszug aus dem noch größern Werke *Andreds* gemacht hat; denn statt zu wünschen, daß sich ein Buchhändler finde, der jenes große Werk in Extense drucken liesse, hoffen wir vielmehr bald einen Auszug aus dem gegenwärtigen kurzen Auszuge erscheinen zu sehen, und das dann höchstens auf 28 Seiten zu lesen, was jetzt 128 Seiten füllt.

G e s c h i c h t e.

Tableau des révolutions de l'Europe depuis le bouleversement de l'empire romain en Occident jusqu'à nos jours, précédé d'une introduction sur l'histoire et orné de cartes géographiques et de tables généalogiques et chronologiques, par M. Koch, ancien tribun et correspondant de l'Institut. Nouvelle édition, corrigée et augmentée. IV. vol. 8. bey Schoell in Paris.

Eine neue Auflage eines nützlichen Werks, das bereits in Deutschland bekannt und mit vielem Beyfall aufgenommen worden. Für die Besitzer der Ausgabe von 1807 sind die Zusätze und Verbesserungen in einem Bande besonders zu haben.

Allgemeine Literaturzeitung.

Nro. 67.

Freitag, den 20. August

1813.

Geschichte.

Commentariorum de bello Sarmatico liber unicus. Dresdae typis Gaertnerianis edebat J. G. Cotta Bibliopola Stuttgardiensis. 78 S.

Vorliegendes Werk, dessen Verf. der gelehrte Italiener *Serra* ist, muß aus einem doppelten Gesichtspuncte, sowohl in Hinsicht der Geschichte, als auch der Sprache beurtheilet werden.

Einen Gewinn für die Geschichte liefert es keineswegs, da es bloß eine verständige Zusammenstellung derjenigen Nachrichten ist, wie sie uns die französischen Kriegsberichte aus jenen Zeiten geliefert haben. Wie weit man daher auch bey der scharfsinnigsten Benützung jener Blätter als der einzigen geschichtlichen Quelle von der Wahrheit noch entfernt seyn müsse, erhellet von selbst. Der eigentliche Grund von dem Rückzuge der Russen nach dem Siege bey *Pultusk* wird daher nicht angegeben; der wackere *Knessebeck*, der einen so bedeutenden Antheil an jener Schlacht hatte, nicht einmahl genannt; *Ney's* Übergang über die Weichsel bey *Thorn*, und *Bennigsen's* Rückzug nach dem großen Siege bey *Eylau* keineswegs aufgeklärt, und von *Lestok's* allzuraschem kriegerischen Ungestümm, wodurch der Großherzog von *Berg* auf seinem Marsch nach *Königsberg* (im Juny 1807) noch zu rechter Zeit gewarnt wurde, um einer völligen Niederlage zu entrinnen, gänzlich geschwiegen. So bleiben daher die wichtigsten Begebenheiten und die widersprechendsten Ereignisse, die Niemand sogleich sich zu erklären wufte, durch diese Schrift völlig unerörtert und im Dunkel begraben.

Da der Verf. sich in das Zeitalter *August's* versetzt, um seinen Helden durch den Ehrentitel *Caesar* um so leichter bezeichnen zu können; da er alle Länder und Völker nach der damaligen unvollkommenen Erdkunde Roms in seinem Werke benennt, so würden dadurch nicht nur große

Achtes Heft.

Verwirrungen in der Geschichte veranlaßt werden, sondern auch viele Stellen gänzlich unverständlich geblieben seyn, hätte er ernicht am Ende seines Werkchens eine Erklärung der merkwürdigsten Nahmen und Sachen hinzugefügt. So weit *Caesar* und *Sallust* hinreichen, die Geschichte unserer Zeiten zu erzählen, ist die Sprache des Verfs. größtentheils classisch; indessen stößt man auch auf Perioden, die durch ihren künstlichen Bau, durch die nicht immer glücklich gewählten Ausdrücke den Sinn dunkel lassen, und mit der einfachen und edeln Schreibart jener römischen Classiker ganz im Widerspruche stehen; wie S. 9 die Stelle: *Inest plerisque mobilis usque voluntas, ast domestici nom inis et rei supra quam cuique credibile est, nulli non nisi pulchre tenax.* Der Verf. liefert einen neuen Beweis, wie unzureichend die todte römische Sprache sey, um im wahren Geiste derselben unsere Ideen genau und bündig auszudrücken; wie selbst derjenige, welcher der Sprache Roms vollkommen mächtig ist, nur auf Kosten der Gedankenfülle Barbarismen zu vermeiden im Stande sey. Und dennoch wurde so lange und wird zum Theile noch unsere kraftvolle, wohltonende und reiche Muttersprache, mit deren Bildung die Cultur des deutschen Volkes begann, die dem Deutschen noch das einzige Kennzeichen seiner ehemahligen Verbrüderung geblieben, sogar einem Jargon aufgeopfert, der sich widerrechtlich den Nahmen der Sprache *Latium's* beygelegt hat!

Dem Fleiße des Verfs., der als Gesandter einer großen Macht seine Musse dem Studium der Geschichte weihet, wird gewiß jedermann huldigen. Auch stößt man in seinem Werke auf Bemerkungen und Schilderungen, welche den geistreichen Beobachter verrathen. Zum Beweise unserer Behauptung heben wir zwey Stellen heraus; S. 7 und folg. die Charakterschilderung des letzten Königs von *Pohlen*, *Stanislaus Augustus*, und die des polnischen Volkes selbst. *In quo, si habitum oris, facundiam alloqui, facilitatem morum,*

litterarum cultum spectes, privato homine pluris faceres. Sin vero animus inops roboris, anceps, et accepti a patrona beneficii ultra quam regi necesse est, memor, atque ea ingenii vis quae ad civitatem ornandam idonea, ad tuendam impar est, perpenduntur, principe viro longe minoris habueris. Quo circa aliis artibus dignitatem acquiri, aliis regis famam posse, nullis non nisi magnis virtutibus utraque homines promereri intelliges. Rempubliam, veluti quam fiduciarium ipsi regina dedisset, triginta annos gessit. Regnum non tam sessionibus armatis, civilibus odiis, et externa violentia infectum habuit, quam ut acceperat amisit. Invito magis eo, quam contradicente, quippe qui prohibere et probare facinus juxta nesciret, violati ab infesto peregre milite insessique, specie amicitiae, Sarmatici quaquam versus fines etc. Die zweyte Stelle S. 8 und 9. Quum vero dominatus alienus vix quidquam corpora subegerit, haud abs re erit pauca de indole gentis subjungere. Genus hominum promptum ingenio, praeceps consilii, affectus tardius. Naturam ad pleraque idoneum, animosum inprimis et forte, assuescere militiae lubenter, officio et imperiis parum. Privatim quietum, publico turbidum, cupidum gloriae, parcum laboris, animae pro patria prodigum vulgo cerneret. Animus laevae sat patiens fortunae, bonae minus; spe erigitur, usu facile obruitur. Idem appetens opum simul ac profusum, laudare sua et negligere, quaerere aliena nec imitari. Nobiles feminas auctoritate apud viros circa publica negotia pollere, nondum obsoleta est opinio, verior, ingeniorum habitu plerumque et disciplina praestantes id magis posse quam egisse — — Hi Sarmatae sunt.

Möge das schöne Beyspiel eines so rühmlichen Fleißes, welches der Verf. aufgestellt hat, auch von den diplomatischen Beamten unserer Vaterlandes nachgeahmt, möge auch ihre Musse dem wichtigen Studium der Geschichte geweiht werden. Die vortheilhaften Folgen einer so nützlichen Beschäftigung werden für das Vaterland nicht verloren seyn.

P—P.

Heilkunde.

(Medicin.)

Darstellung des Wesens, der Erkenntniß und Behandlung der gastrischen Fieber, von Dr. Georg August Richter, Privat-Dozenten an der Universtität zu Berlin, und ausübendem Arzte daselbst. Halle und Berlin in den Buch-

handlungen des hallischen Waisenhauses. 1812. VIII und 206 S. in 8. (I. L.)

Gewiß gehört die Lehre von den gastrischen Fiebern zu den wichtigsten Gegenständen der Heilkunde. Das häufige, theils sporadische, theils endemische, theils epidemische Vorkommen gastrischer Fieber, die Wichtigkeit der dabey vorzüglich leidenden Organe, die hierbey oft ganz unzureichende, oft zu stürmische, oft unordentliche, und darum dem Heilzwecke nicht entsprechende Naturthätigkeit, dagegen die ausgezeichnete Wirksamkeit zweckmäßig angewandter Kunsthülfe in Abkürzung, Mäßigung, glücklicher Heilung dieser Krankheiten begründen jene Behauptung. Wir dürfen in der Geschichte der Medicin eben nicht über vier Jahrzehnte zurückgehen, um uns mit dem höchsten Flore und mit der tiefsten Erniedrigung der wichtigen Lehre von den gastrischen Krankheiten überhaupt, und insbesondere von den gastrischen Fiebern, bekannt zu machen. Weit entfernt, dem größten Beobachter neuerer Zeit, dem wahrhaft philosophischen Arzte Stoll zu nahe treten, weit entfernt, die Folgen der Mißdeutung, der zu ausgedehnten Anwendung seiner Lehren, die sich so viele seiner äusserst zahlreichen Schüler zu Schulden kommen ließen, diesem unsterblichen Wiener Lehrer aufbürden zu wollen, darf die unbefangene Kritik nicht unterdrücken, daß er, ungeachtet der stehende epidemische Charakter damahls gällig war, Unreinigkeiten in den ersten Wegen, insbesondere zu häufige Galle, doch zu oft als Krankheitsursache oder als Complication zu sehen glaubte, darauf den häufigen Gebrauch der ausleerenden, insbesondere der Brechmittel gründete, und so auf einem kleinen Abwege war, dessen äußerste Gränze nicht wenige geistlose Zuhörer nachher wirklich erreichten. In gerade entgegengesetzter Richtung machte später der geniale Brown, und mit ihm eine zahllose Schaar getreuer Nachbeter, einen verwegenen Sprung auf das andere Extrem. Nun gab es keine gastrische Krankheit, kein gastrisches Fieber, überall lag nur Asthenie zum Grunde, mit welcher sich nach den bekannten einseitigen Principien des Brown'schen Systems die Anwendung ausleerender Mittel (da man sie für unbedingt schwächend hielt) durchaus nicht vereinbaren liefs, und gegen welche man nur mit reizenden, stärkenden kämpfen sollte. Nur eine kleine Anzahl von denkenden Ärzten erwehrt sich der Macht des in beyden Perioden herrschenden Zeitgeistes, und ward weder zu dem einen noch zu dem anderen Gränzpunkte mit fortgerissen. Aber leider! waren diese wenigen Denker nicht so glücklich, durch Wort und Beyspiel

so tief und auf so viele ihrer Hrn. Collegen einzuwirken, als es das Wohl der Kranken wünschen macht. Wenigstens muß Rec. nach den Beobachtungen in seinem practischen Wirkungskreise dem ganz beystimmen, was unser Verf. (ein würdiger Sohn des unvergesslichen Vaters der deutschen Chirurgie) S. 3 sagt: »Wenn es sich ein practischer Arzt jetzt auch zur Schande anrechnet, für einen *Brownianer* gehalten zu werden: so hängt doch den meisten aus jener Schule noch immer eine gewisse Scheu vor der Anwendung ausleerender Mittel an, über die sie nicht Herr zu werden vermögen; und auf der andern Seite richten sie durch den zu dreisten Gebrauch der sogenannten Reizmittel sicher großen Schaden an.« — Bey so bewandten Umständen war es nichts weniger als überflüssig, die vorzüglich wieder vor wenigen Jahren durch *von Hildenbrand* in gedrängter Kürze (*Rat. medend. etc. P. I. p. 223—233*), aber ganz nach reiner Naturbeobachtung berichtet dargestellte Lehre von den gastrischen Fiebern neuerdings öffentlich zu verhandeln; und wir freuen uns, daß dieses ausführlich von einem Manne geschah, der, wie die vorliegende Schrift beweiset, Belesenheit mit eigener Beobachtung, reinen Sinn für ächte Erfahrung mit gesunder Philosophie vereinigt, und die Wahrheit alter und neuer Zeit gleich hoch achtet.

Nach einer kurzen Einleitung geht der Hr Verf. S. 7 an die Bestimmung des Fiebers im Allgemeinen, welches für eine eigenthümliche Affection des Herzens und ganzen arteriellen Systems erklärt wird, welche sich durch ein eigenes Krankheitsgefühl, bestehend in Schwere und Mattigkeit der Glieder, durch eine bald darauf folgende Abwechslung von Frost und Hitze u. s. w. offenbaret. Um sich dem bisher unerforschten Grunde dieser eigenthümlichen Affection zu nähern, stellt der Verf. einige physiologisch-pathologische Betrachtungen im Geiste einer ächten Naturphilosophie an, die ihn zur Eintheilung aller Krankheitsformen in drey große Classen, und aller Fieber in drey große Hauptgattungen führen, welche letztere er das *reine Fieber der Irritabilität* (*Synocha*), das *Reproductions- oder Vegetations-Fieber* (*Synochus*), und das *Sensibilitäts-Fieber* (*Typhus*) (?) benennt. Die gastrischen Fieber gehören zu dem Reproductions-Fieber, wo nämlich mit jener eigenthümlichen Affection sich ein deutliches Mitergriffenseyn der Reproduction, und des davon abhängenden Vegetationsprocesses verbindet, und sich natürlich in jenen Systemen und Organen besonders zeigt, in welchen diese Sphäre vorwaltet. Da aber (S. 22) die Reproduction an sehr mannigfaltige Organe gebunden ist, und daher der Vegetationsproceß auf sehr verschie-

dene Weise leiden kann: so hält es der Verf. für nöthig, als Unterabtheilungen des Fiebers der Reproduction folgende Arten festzusetzen: 1) die exanthematischen oder Ausschlagsfieber; 2) das mit örtlichen Entzündungen verbundene Reproductions-Fieber; 3) die schleichenden, lentescirenden Fieber; 4) die Faulfieber; 5) die catarrhal- und rheumatischen Fieber, und 6) die gastrischen Fieber. Rec. hätte so Manches über den Begriff des Verf. vom Fieber im Allgemeinen so wie über die hier angedeutete Eintheilung der Fieber überhaupt und des sogenannten Reproductions-Fiebers insbesondere zu bemerken: allein er müßte hiebey weitläufiger seyn, als es der Raum dieser Blätter gestattet. Er wird es aber bey einer anderen Gelegenheit nachzutragen nicht erman- geln, und wendet sich von diesem allerdings *schwächeren* Theile des vorliegenden Werckchens zur Anzeige des weiteren Inhaltes.

Das *gastrische Fieber* wird (S. 27) in mehrere besondere Arten abgetheilt, wobey theils der Sitz, theils die Beschaffenheit der mit dem Fieber in ursächlicher Verbindung stehenden schadhaften Stoffe zum Grunde gelegt ist. Dann handelt der Hr. Verf. S. 31 bis 59 das *Saburral-Fieber* (*febris saburralis*), S. 60 bis 65 das *schwarzzalligte Fieber* (*febris atrabilaria*), S. 65 bis 87 das *venöse gastrische Fieber* (*febris gastrica venosa*), welches durch die *Brownianer* und Erregungs-Theoretiker gänzlich aus der speciellen Pathologie ausgestrichen war; S. 87 bis 139 das *Gallenfieber* (*febris biliosa*), S. 140 bis 176 das *Schleimfieber* (*febris pituitosa*) ab, und betrachtet zuletzt die *Verwicklungen des gastrischen Fiebers*.

Rec. kann, um nicht zu weitläufig zu werden, dem Verf. nicht weiter ins Detail folgen, und versichert daher nur noch überhaupt, daß derselbe die einzelnen eben genannten Unterarten des gastrischen Fiebers genauer und richtiger, als es bisher geschehen war, zu bestimmen, und durch nähere Beleuchtung ihrer Entstehung, Ausbildung, ihres Verlaufes und besonderen Verhaltens die Erkenntniß derselben mehr zu begründen gesucht hat; daß er durch unablässige Hinsicht auf das bald ursächliche, bald nur gleichzeitig nebenbey bestehende, und mit dem Fieber aus einer gemeinschaftlichen Quelle entsprungene Krankseyn der Baueingeweide, zu dem Wesen der einzelnen gastrischen Fieber weiter vordringt, und dadurch ihre Eintheilung fester gründet; daß er durch die eigene Abhandlung des von ihm sogenannten venösen gastrischen Fiebers zur genaueren Berücksichtigung desselben in der Praxis beiträgt, und die Modificationen eines jeden gastrischen Fiebers, so wie die wichtigsten Verwicklungen mit vorzüglicher Genauigkeit beleuchtet.

Hieraus geht schon von selbst die Vermuthung hervor, daß der Hr. Verf. auch in der Angabe der zweckmäßigen Behandlungsweisen dieser Fieber nicht zurückgeblieben seyn werde. Die Bestimmung der Therapie ist auf richtige Ansichten und auf Erfahrung gestützt, und consequent durchgeführt; die auflösenden Mittel, die ausleerende Methode durch Brech- und Abführungsmittel sind in ihre alten Rechte, die ihnen seit Jahrtausenden jeder ungeblendete Naturbeobachter zuerkannte, mit gehöriger Beschränkung wieder eingesetzt, denn überall sind auch jene Verhältnisse hervorgehoben und richtig geschätzt, welche die Anwendung der ausleerenden Methode *nur bedingt* oder *gar nicht* gestatten, deren verständige Beachtung demnach vor einem Rückfalle in den verderblichen Fehler früherer Zeiten, vor dem *Mißbrauche* der antigastrischen Kurmethode, insbesondere der Brech- und Abführungsmittel, gewiß sichern wird. Mit der Bestimmung der angezeigten pharmaceutischen Mittel ist die Anordnung der Diät und des gesammten diätetischen Verhaltens im Einklange.

Dieser kurzen Anzeige des jedem practischen Arzte zu empfehlenden Werkhens haben wir nur noch den Wunsch beyzufügen, daß es zur Förderung der Heilkunde und Heilkunst dem Hrn. Verf. gefallen möge, uns ferner mit ähnlichen Früchten seines Fleißes, seiner genauen Beobachtungsgabe, und seiner richtigen, nicht in Einseitigkeit irgend eines Systems befangenen, Beurtheilung zu beschenken.

Dem Verleger gereicht es zum Lobe, dafür gesorgt zu haben, daß das Außere des Buches dem inneren Werthe desselben ganz entspreche.

—i—

Militär-Wissenschaften.

Beyträge zum practischen Unterricht im Felde für die Officiers der österreichischen Armee. Erstes bis achttes Heft. Wien aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerey.

Die Fehler, die im Kriege oft die weisesten Anschläge des Feldherrn vereiteln, entstehen nur selten aus bösem Willen und aus Mangel an Muth, sondern sind meistens Folgen der Unentschlossenheit und Unwissenheit. Obwohl nun die erste ein Charakterfehler ist, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß ein heller Geist weniger oft in den Fall kommen wird, in der Wahl des Rechten ungewiß herum zu schwanken, als ein unterrichteter, und daß also durch die Vermehrung der Kennt-

nisse zugleich der Unentschlossenheit wesentlich entgegen gearbeitet, folglich auf ein Mahl zweyen Gebrechen begegnet wird. Solche Betrachtungen veranlaßten wahrscheinlich Se. kaiserl. Hoheit den Erzherzog Carl, nachdem er die, im Kriege so rühmlich geführte, Oberleitung der österreichischen Heere auch im Frieden übernommen, auf den Unterricht desselben sein vorzüglichstes Augenmerk zu wenden.

Dieser erhabene Fürst liefs zuerst ein neues, der Zeit angemessenes Dienst- und Exercier-Reglement für die Infanterie und Cavallerie verfertigen, und gab dann die höhere Kriegskunst für die Generalität der österreichischen Armee, und die Grundsätze der höhern Taktik heraus, um seinen nächsten Gehülfen und Untergeordneten Veranlassung und Gelegenheit zu geben, sich dem Studium der Kriegswissenschaft mit Eifer zu widmen. Aber nicht nur die Generale, auch die Stabs- und Oberofficiere sollten über das Benehmen in allen Kriegsvorfällen unterrichtet, und zu den höhern Stellen denen sie entgegen gehen, im voraus gebildet werden. Die Lehre durch Beyspiele erläutert, sollte sich einerseits dem Wirkungskreise dieser Individuen anschmiegen, andererseits ihnen zugleich einen Blick in die eigentliche Feldherrnwissenschaft öffnen, um sie für das Höhere empfänglicher anzuregen, und sie zum Selbststudium und weitem Nachdenken zu wecken.

In dieser Idee entwarfen Sr. kaiserl. Hoheit den Plan zu den Beyträgen zum practischen Unterricht, und gaben, da Sie zur Ausführung derselben den damaligen Major, nunmehrigen Oberstlieutenant Freyherrn von Rothkirch erwählten, einen neuen Beweis, wie sehr Sie Talente aufzufinden und zu würdigen verstehen. Aber ohnerachtet Ihrer wichtigen Geschäfte begnügten Sie Ihre kaiserl. Hoheit nicht mit der Aufsicht über das zu verfertigende Werk. Sie bearbeiteten die Lehren, die den Beyspielen vorangehen, eigenhändig, und ließen Sie die letztern vorlegen, um Sich immer selbst zu überzeugen, ob die Ausführung Ihren Absichten entspreche. So entstand dieß durch eine Reihe von Jahren fortgesetzte (von 1806) nunmehr beendigte Werk, das wir unbedingt für eines der vorzüglichsten und lehrreichsten aller vorhandenen Kriegsbücher erklären, und wenn Sr. kaiserl. Hoheit durch Veranlassung und zum Theil Bearbeitung derselben das größte Verdienst gebühret, so hat auch der Oberstlieutenant Freyh. v. Rothkirch, der die Beyspiele wählte und ausführte, die letzten Hefte des Werkes aber allein vollendete, sich dadurch um die Armee und den Staat ein großes Verdienst erworben. Wir wollen nun den Inhalt der Hefte anzeigen, und hierbey dasjenige mit Freymüthigkeit anführen, was wir gegen die Aus-

führung im Einzelnen zu erinnern haben. Das erste Heft handelt von den Vorposten und Patrullen; die Lehre über erstern Gegenstand ist durch drey, die über letztern durch zwey Beyspiele erläutert.

Der erste Plan zeigt die Vorposten-Ausstellung in einer offenen Gegend, wozu die von Nördlingen gewählt ist. Im zweyten sieht man die Avantgarde einer hinter Bamberg stehenden Armee, vor diesem Ort im durchschnittenen Terrain aufgestellt. Im dritten zeigt sich das hohe Gebirge zwischen dem Geschnitzbach und der Sell, und die Vorposten-Ausstellung einer in Tyrol auf dem Brenner gelagerten Armee. Jeder Plan wird durch eine Beschreibung erklärt, so dafs man bestimmt die Stärke und Art jeder gezeichneten Truppe kennt. So gut und zweckmäfsig auch die Beyspiele gewählt und ausgeführt sind, und so ein klares Bild der Vorposten-Ausstellung in verschiedenen Terrains sie auch geben, so mufs man doch tadeln, dafs man die Vor-, Aufnahms- und Unterstützungs-Posten wohl sieht, aber nirgends erfährt, wie sie auf ihre Stelle gekommen, wie man es überhaupt angefangen hat, um sie so zu ordnen, wie man sie in dem Plane findet. In der Vorrückung geschieht die Vorposten-Ausstellung gewöhnlich von Innen nach Aussen. Die Unterstützungs-Truppen rücken auf angewiesene Stellen, setzen vor sich die Aufnahmeposten, die wieder die äufsersten Vorposten, von denen die Vedetten gegeben werden, aussetzen. Der General, der die Vorposten befehligt, erhält seine Weisung von dem Commandirenden, und gibt den Stabsofficiere, welche die Flügel und die Mitte der Vorposten unter sich haben, wieder die nähere Weisung, wie sie sich aufstellen, wie weit sie sich vor- und seitwärts ausdehnen, und wie sie sich mit den anstofsenden verbinden sollen. Diese Stabsofficiere ordnen dann alles wieder bey den ihnen unterstehenden Theilen an, und lassen sich die Verbindung mit den Nebenstehenden vorzüglich angelegen seyn. Jeder Stabsofficer untersucht die gesammte Vorposten-Ausstellung in der ihm angewiesenen Strecke um sich zu überzeugen, ob die Vedetten und Posten gehörig aufgestellt sind; der General besorgt das Ganze, vorzüglich in Hinsicht der Unterstützungs- und Aufnahmeposten bey der ganzen Linie, und bringt endlich alle Theile in völlige Übereinstimmung. Bey einem Rückzug geschieht die Vorposten-Ausstellung von Aussen nach Innen, die Vedetten und äufsersten Feldwachten bleiben stehen, wo man entweder zu bleiben die Absicht hat, oder wo der Feind es gestattet, oder die einbrechende Nacht es begünstiget. Den Aufnahms- und Unterstützungs-Posten werden dann ihre Plätze angewiesen, und das Ganze so viel möglich in Übereinstimmung gebracht. In ersten Augenblick wird so eine Vor-

posten-Ausstellung Mängel und Lücken haben, es werden an einigen Stellen zu viel, an andern zu wenig Posten stehen. Die allgemeine Wachsamkeit der Truppen und fleißiges Patrulliren wird aber allen Nachtheilen vorbeugen, und natürlich wird man bey längerem Verweilen, oder bey Anbruch des Tages, dann alles in die gehörige Ordnung zu bringen sich bestreben.

Die Plane 4 und 5 enthalten zwey Beyspiele von Patrullirungen im offenen Felde und in durchschnitener Gegend. In dem ersten wird der Main-Winkel bey Schweinfurth zwischen Gutstadt und Radlein durchsucht, in dem andern die Stellung und Absicht des bey Möskirchen angekommenen Feindes erforscht. Sowohl die Beyspiele als die vorangehende Lehre sind trefflich und erschöpfend ausgeführt. Dieses erste Heft ist für den Officier von vorzüglicher practischer Brauchbarkeit, auch wurden von demselben über 3000 Exemplare abgesetzt, welches wohl beweiset, das man bey der Armee die Wichtigkeit der darin enthaltenen Lehren erkannte.

Das zweyte Heft handelt anfänglich vom Recognosciren. Die dabey angegebene Regeln sind klar und bündig, und sammt dem Beyspiele welches die Recognoscirung eines in der Stellung auf den Höhen und hinter dem Teiche bey Waldsee gelagerten Corps, von Seite eines bey Biberach gelagerten Corps, enthält, und mit zwey Planen versehen ist, auf das Beste ausgeführt. Von den beyden Plänen zeigt Nr. 6 den Anfang der Recognoscirung, Nr. 7 die beyderseitige Stellung der Recognoscirenden, und der feindlichen Vortruppen nach erreichtem Zweck, dann die Bewegungen des Feindes um die recognoscirenden Truppen von ihren Corps abzuschneiden. Auf die Recognoscirung folgt die Lehre von den Märschen kleiner Corps. Was über diesen Gegenstand oft in ganzen Folianten ausgedehnt, und dabey selten noch mit Genauigkeit und Verständlichkeit gesagt ist, ersieht hier in wenig Blättern mit der grössten Deutlichkeit zusammengezogen, und mit der empfehlendsten Schärfe vorgetragen.

Nur dünkt dem Rec., dafs es aufser den zwey angegebene, unentbehrlichsten Eigenschaften eines gut geleiteten Marsches, der *Geschwindigkeit* und *Ordnung*, auch noch eine dritte, die *Sicherheit* gäbe, aus welcher allein die Nothwendigkeit der Aufstellung der Avant- und Arriergarden und der Seiten-Trupps, dann jene einer genauen Kenntniß der Gegend, durch welche der Marsch geführt wird, der Auskundschaftung der feindlichen Stellungen und Zwischenbewegungen, und viele der andern Rücksichten hervorgehen, welche bey Truppenmärschen nöthig sind, und in dem vor uns liegenden Werke allein aus der Ordnung hergeleitet

werden. Der dazu gehörige Plan 8 enthält den Marsch einer Avantgarde von Amberg bis auf die Höhen von Sulzbach gegen die hinter diesem Orte aufgestellte feindliche Avantgarde.

Der Pl. 9 den Flankenmarsch eines Detachements das bey Seehering war, und, an dem bey Huggelfengen aufgestellten Feinde vorbehey, nach Pael am Ammersee marschirt. Der Pl. 10 den Rückzug eines von der vor Schweningen hinter dem Nebelbach aufgestellten Avantgarde, der auf den Schalenberge bey Donauwörth gelagerten Armee bis nach Lamingen vorpoussirten Detachements.

Der Pl. 11 den Rückzug einer hinter Hambach bey Schalkenthan aufgestellten Arriergarde im Angesicht des Feindes. Diese Märsche sind mit allen dabey nöthigen Vorsichten so gut ausgeführt, daß unserer festen Überzeugung nach der wißbegierige Soldat, der sie, Text und Plan stets vergleichend, studiert, und die Anwendung des Vorgetragenen auf einem andern Terrain versucht, für seine Belehrung mehr Nutzen schöpfen wird, als wenn er alles durchliest, was von *Puisegur* bis auf die neuesten Zeiten über diesen Gegenstand geschrieben worden ist.

Das dritte Heft enthält die Lehre vom Tirailiren, und dem Gebrauch der Tirailleurs in verschiedenen Gelegenheiten.

Eine kurze Einleitung zeigt uns die Entstehung dieser neuen Fechtart mit allen ihren Vorzügen und Mängeln. Wenn gleich schon *Pescara* vor der Schlacht von Pavia eine Art von Tirailleurs bildete, die der Gensd'armerie *Franz* des Ersten von Frankreich vielen Abbruch that, auch die Werke verschiedener Schriftsteller, noch vor dem dreißigjährigen Kriege, Schützenflügel und einzelne Schützen unter den Namen *Lauser* aufstellen; endlich der Churfürst von Sachsen im Jahr 1695 im Lager bey Ofen befahl, vor jedes Bataillon einige Leute zum Scharmuziren auszuschicken, und dadurch gewissermaßen diese Art von Feuergefecht keinen so neuen Ursprung hat, so ist wenigstens richtig, daß in dem Amerikanischen und dem Französischen Revolutionskrieg der erste ausgedehntere Gebrauch davon gemacht worden ist. Die Verhältnisse der Tirailleurs zu den geschlossenen Linien, die Regeln ihrer Verwendung auf verschiedenem Boden, ihre gegenseitige Verbindung, Unterstützung und Ablösung, sind mit eben so vielem Scharfsinn entwickelt, als mit Deutlichkeit ausgeführt; nur kann der Rec. der Verwendung des dritten Gliedes zu diesem Zwecke nicht beystimmen, weil sie ihm zu vielen Evolutionen und manchen Unordnungen Anlaß zu geben scheint, deren möglichste Vermeidung jedoch die erste Hauptbedingung jedes taktischen Manövers ist.

Manche der in dieser Abhandlung angegebenen

Regeln scheinen selbst diese Meinung des Rec. zu rechtfertigen; die allgemeine Erfahrung spricht aber ganz für sie. Betrachten wir nur die Seite 100 erklärte Forcirung eines vom Feinde stark besetzten Defilés, so finden wir, daß die schnelle Wiederformirung der das Defilé couronirenden Tirailleurs hinter der Queue der durchgedrungenen Colonnen, um auf diese Art die jetzt in Tirailleurs aufgelöste Reserve zu ersetzen, bey Verwendung des dritten Gliedes eine fast unmögliche Sache sey, wenn anders das, was uns die tägliche Erfahrung lehrt, wahr ist, daß selbst die Leute, welche immer in gleichen Abtheilungen und unter dem nämlichen Commandanten, dann hinter und neben den nämlichen Männern stehen, bey aller Übung, wenn nur einige Mann abgängig werden, nicht mehr leicht an ihre Plätze finden: zu welchen Verwirrungen müßte dann nicht erst die Zusammenstellung so vieler Leute von verschiedenen Abtheilungen unter weniger gewohnten Officieren, dann selbst neben und hinter andern Männern als den gewöhnlichen, Anlaß geben. Überhaupt ist die Meinung des Recn. von der ganzen Stellordnung in drey Gliedern, und der Verwendung des dritten Gliedes ganz von dem verschieden, was in Nachahmung des neuen Exercier-Reglements als Basis angenommen worden ist. Ihm deucht im Allgemeinen das dritte Glied im geschlossenen Feuergefechte ganz überflüssig, weil es ruhig mit dem Gewehr im Arm dasteht, und ungenutzt den Verlust an Menschen vergrößert: denn die unbedeutende kleine Decharge welche sie gegen den bis zum Einbruch eingedrungenen Feind aufbewahrt, wird wohl diesen nicht abhalten, seinen Angriff zu vollenden, wenn er schon in einer solchen Nähe ist, wo das Umkehren gefährlicher, als das Eindringen wird; sie ersetzt also eben so wenig dadurch, als durch das dabey weiter beabsichtigte Ausfüllen der vordern Glieder, zur Vermeidung der Verkürzung der Front-Linie, den größern und unnützen Aufwand von Menschen, besonders, da der letzte scheinbare Grund durch die nämliche vorgeschlagene Verwendung schon an sich verschwindet, indem sie die feuernde zweygliedrige Fronte auch zur Verkürzung der Frontlinie zwingt. Leichter und ordentlicher wäre es, durch hinter dem ersten Treffen aufgestellte Reserven von der Stärke des dritten Gliedes, die an den Flügeln der vordern Fronte durch das Zusammenrücken entstehenden Öffnungen auszufüllen, wenn man es anders als ein großes Unglück ansieht, wenn die Zwischenräume der Bataillone während eines Gefechtes sich vergrößern, welcher Ansicht Rec. doch keineswegs beypflichtet.

Gegen den Anfall einer Infanterie-Colonne oder einer zum Angriff wirklich entschlossenen Cavalle-

rie leisten drey Glieder eben auch nicht viel mehr Widerstand als zwey. Solchen Anfällen müssen überhaupt dichtere Körper als Linien entgegengestellt werden, die sich aus zwey Gliedern auch leichter, als aus dreyen, durch bloße Hintereinanderschichtung der Abtheilungen bis zu jeder Tiefe formiren, und wieder entwickeln lassen.

Betrachten wir alle die im Frieden mit dem dritten Gliede gemacht werdenden so künstlichen Manövrès, und stellen wir uns dieselben in der Nähe des Feindes und unter seinem heftigen Feuer ausgeführt vor, so wird die Hoffnung solche dort mit Ordnung und Schnelligkeit zu vollziehen bald herabsinken; man erinnere sich nur was im Feldzuge 1809 fast alle Bataillons-Commandanten, ohngeachtet diese Manövrès in allen Regimentern im vorhergegangenen Frieden ziemlich fertig einstudiert waren. Bald wieder nach einigen misslungenen Versuchen vor dem Feinde thaten, um den häufigen dabey in allen Abtheilungen entstandenen Unordnungen und der Zersplitterung der Leute vorzubeugen; sie sandten eine halbe oder ganze Compagnie, auch wohl einen größern Theil, mit allen seinen drey Gliedern zum Tirailleurs vor; wenigstens blieben bey dieser Anwendung die übrigen Theile ganz, und auch die Tirailleurs fanden sich leichter zusammen und trafen leichter ihre alte Stellung in der Front. Ist einmal die Nothwendigkeit einer leichten Infanterie oder der Tirailleurs anerkannt, (denn leichter, beweglicher sollen doch wohl diese Leute, als jene in der geschlossenen Linie seyn) so organisire man gleich die Grundkörper darnach, und theile etwa jedem Bataillon gleich bey seiner Formirung ein paar leichte Compagnien, oder jedem Regiment ein leichtes mit Jägern und Schützen versehenes Bataillon zu. — Sonst sind die in den Planen 12 bis incl. 16 angeführten Beispiele von der Aufstellung und dem Gefecht der Tirailleurs in der Ebene und im Mittelgebirge, ihr Gefecht bey dem Angriff und Rückzug und im Flankenmarsch, endlich Plan 17 das Gefecht einer größern Truppe im hohen Gebirge meisterhaft bearbeitet; der Stich von einigen dieser Plane ist jedoch im Vergleich mit den in den übrigen Heften auffallend schlecht und auch die Illuminirung hie und da vernachlässigt.

Das vierte Heft enthält den Angriff und die Vertheidigung der Wälder und Dörfer. Der Plan 18 zeigt die Vertheidigung, der 19^{te} den Angriff eines Waldes. In dem 20^{ten}, der den *Bosco di Montello* bey *Narvese* in dem vormahligen Venezianischen zeigt, ist das Benehmen bey einem Gefechte in einem Gebirgswald dargestellt. Sehr richtig wird S. 163 die Aufstellung in Wäldern als eine immer sehr gefährliche Sache angegeben; doch glaubt Rec., daß es hier auch am rechten Ort gewesen

wäre, die Ursache hievon zu zeigen, da doch dem ersten Anschein und früherer alten Meinung nach, eine solche Aufstellung als vortheilhaft erscheint; die Aufstellung an dem Waldrande ist es auch allerdings, aber keineswegs die in der Mitte desselben, da der Feind den großen Vortheil hat, seine Angriffsbewegungen unsern Blicken völlig zu entziehen, und im Angriffe selbst der Vorgehende leichter von Baum zu Baum, von einer sichern Deckung zur andern gelanget, als der sich Zurückziehende, der dem Feind den Rücken zuweisend, erst die neue Deckung zu suchen gezwungen ist. Der Angriff, und die Vertheidigung der Dörfer, die in der Geschichte der Schlachten oft eine entscheidende Rolle spielen, ist, ob schon kurz, doch trefflich ausgeführt, auch sind die drey Beyspiele, die die Lehre versinnlichen, sehr gut gewählt und behandelt. Der 21^{te} Plan zeigt die Vertheidigung des Dorfes *Wesenheim*, der 22^{te} den Angriff auf *Langenheim*, der 23^{te} macht in der Gegend von *Tricesimo* und *St. Daniele* das Benehmen bey dem Angriff und der Vertheidigung einer von Dörfern gedeckten Stellung ersichtlich. Eine Sache worauf der Hr. Verf. bey der Vertheidigung der Dörfer zu wenig Werth zu legen scheint, ohngeachtet sie nach der Erfahrung aller Zeiten, doch fast das Meiste zu ihrer Erhaltung beytrug, sind die Ausfälle gerade in dem Augenblick, als der Feind im Eindringen ist. In diesem Augenblick dürfte selbst eine kleine, in die Flanke und den Rücken des meist zerstreut anlaufenden Feindes, unter einem großen Geschrey und Feuer ausfallende Abtheilung wohl wirksamer seyn, als wenn man von rückweitigen Gassen und Plätzen aus, durch Unterstützungen (*Soutiens*) und Rückhalte (*Reserves*) die schwankenden Posten verstärken, oder gar damit die weichenden aufnehmen wollte: denn diese bringen die Unordnung mit sich, und hindern oft selbst die Unterstützer in dem Gebrauch der Waffen. Nur müssen die ausfallenden Truppen sich nie weit von dem Orte entfernen, sich nicht zerstreuen und sich auch nie mit dem Rückhalt des Feindes einlassen, sondern gleich nach abgetriebenem Sturm in den besetzten Ort, jedoch an einer andern Stelle als von der sie ausgefallen sind, oder worauf der Angriff geschehen, und bey einem vollkommen gesicherten Eingange zurückkehren, die Reserven in der Zwischenzeit aber die ermüdeten Vertheidiger ablösen, und den durch den Ausfall geöffneten Ausweg besetzen. Durch solche Gegenangriffe werden Stellungen, es mögen verschanzte Lager, Dörfer oder einzelne feste Posten seyn, besser als durch Nachschiebung oder Ergänzung vertheidigt (*Caesar* bey *Alesia*).

(Der Beschlufs folgt).

M a t h e m a t i k.

Das französische Mafs und Gewicht verglichen mit dem in verschiedenen Gegenden Deutschlands gebräuchlichen. Duisburg und Essen bey *Bädeker* und *Kürzel* 44 S. 1812 (l. L.)

Im gegenwärtigen Schriftchen sind den Längenmafsen 8 Tabellen, den Quadratmafsen 5 Tabellen, den kubischen Mafsen 9, und den Gewichtmafsen 5 Tabellen gewidmet. In der Vorerinnerung bemerkt der Verf., »dafs bey solchen Tabellen die Hauptsache in ihrer Richtigkeit bestehe, und da mehreren bereits vorhandenen Tabellen diese fehlt, so glaubt er seine Tabellen um so viel mehr empfehlen zu dürfen, als bey deren Bearbeitung ein besonderes Augenmerk auf die Richtigkeit derselben verwandt worden ist.« Nach einer solchen Erklärung sollte man vermuthen, dafs der Verf. auch ein besonderes Augenmerk bey Abfassung der Vorerinnerung verwendet habe, und Rec. mufs gestehen, dafs er nicht die beste Meinung für die Richtigkeit der Tabellen gefafst hat, nachdem er in der, zwey Seiten langen, Vorerinnerung 4 Fehler entdeckte: der Verf. beruft sich nämlich auf die VIII. und X. Tabelle, da es doch VIII. und XI. heissen soll; ferner setzt er in der Vorerinnerung eine Centiare = 10 Fufse 22 Zolle 9 Linien, da doch nach der XI. Tabelle eine Centiare = 10 Fufse, 23 Zolle, 9 Linien ist; und auf der 2. Seite 4 Zeile steht 155 statt 135.

Aber auch die Einrichtung der Tabellen kann Rec. nicht loben: denn nach seinem eigenen in der Vorerinnerung gegebenen Beyspiele betragen 20 Rheintl. Morgen, 5 Hectaren, 10 Aren, 22 Centiaren, und dieses französische Mafs nach der XI. Tabelle wieder in Rheintl. Mafs verwandelt, gibt nur 19 Morgen, 179 Ruthen, 135 Fufse, 70 Zolle und 126 Linien, wobey der Fehler 8 Fufse, 73 Z. und 18 Linien beträgt, der wahrlich beträchtlich ist; da der Fehler nach seiner eigenen Angabe nur 1 Fufs 93 Zolle und 135 Linien betragen würde, wenn er in der Berechnung der Tabellen nicht blofs in der Rücksicht, immer nur die zunächst kleinere Gröfse zu wählen, verfahren wäre. Nach einer solchen Voraussetzung kann der Fehler mehr als auf 10 Fufse, 23 Zolle und 9 Linien anwachsen, und dieses nicht etwa bey grossen Zahlen allein, sondern bey sehr kleinen, wenn sie nur 10 Fufse

23 Zolle und 9 Linien übersteigen. Z. B. findet man vermöge der VIII. Tabelle dafs

20 Fufse	=	1,9684	Centiaren
40 Zolle	=	0,0273	—
6 Zolle	=	0,0041	—
143 Linien	=	0,0000	—

also dafs 20 F. 46 Z. 143 L. = 1,9998 Centiaren, und nach der XI. Tabelle 1 Centiare = 10 F., 23 Z. 9 L., der Fehler also 10 F., 23 Z., 134 Linien, welcher über die Hälfte beträgt. Der Fehler hätte freylich bedeutend vermindert werden können, wenn man 143 L. = 1 Zolle = 0,0006 Centiaren, oder wenn man 1,9998 = 2 gesetzt hätte, wozu man nicht nur berechtigt, sondern sogar zu thun verbunden ist, wenn man richtig rechnen will; allein dann wäre man nicht nach des Verfs. Methode, *immer nur die zunächst kleinere Gröfse zu wählen*, verfahren.

Das schöne Papier und die niedliche Schrift hätte eine gröfsere Vollkommenheit der Tabellen verdient, vorzüglich da in Deutschland an solchen Anleitungen und Tabellen ohnehin kein Mangel ist, von denen Rec. einige anführt, mit Ausschluss derjenigen, welche andern Abhandlungen angehängt sind:

Ch. E. Hoff, Anleit. zum richtigen Vergleich der Münzen, Mafse und Gewichte im Königr. Westphalen u. s. w. mit den alten und neuen Französ.; Magdeburg und Leipzig 1808. 4. bey *Bruder*.

Gottf. C. Rosenthal, das französische Mafs-, Münz- und Gewichtssystem, oder die französische Metrologie nebst ihrem Gehalte nach den alten französ., preufs., sächs. und hanövr. Mafse und Gewichte, Nordhausen 1808. 8. bey *Nitzsche* 2 Hefte.

G. K. Chebius, zuverlässige Vergl. der hiesigen Mafse und Gewichte sowohl gegen einander, als auch gegen das französische und etliche andere. Frankfurt a. M. 1805 und 1808 8. bey *Hermann*.

H. L. Kersting, Vergleichung des französ. Gewichtes und Gemäfses mit dem Gew. und Gemäfsen in den Hauptprovinzen Westphalens.

F. W. Schrader, kurze tabellarische Darstellung des neuen französ. Mafses im Vergleich mit dem Kahlenbergischen und Rheintl.; Göttingen 1808. 8. bey *Ditterich*.

J. G. Böbel, Vergleichung der Wirtenbergischen Mafse und Gewichte unter sich, als auch mit dem französ. und jedem andern. Stuttgart 1810. 8. bey *Mötzler*.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 68.

Dienstag, den 24. August

1813.

Philosophie.

J. Chr. Friedr. Meister, königl. preuß. Criminalraths u. s. w.: über die Gründe der hohen Verschiedenheit der Philosophen im Ursatze der Sittenlehre bey ihrer Einstimmigkeit in Einzel-Lehren derselben. Eine von der k. k. Societät der Wissenschaften zu Harlem den 23 May 1812 gekrönte Preisschrift, nebst einer Zugabe über die wo möglich noch grössere Verschiedenheit der Ursätze des Naturrechtes; und eine verhältnißmälsig gleich grosse in Einzel-Lehren desselben. Züllichau 1812. In der *Darmmannschen* Buchhandlung. 76 S. lat. Lettern in 4.

Philosophische Abhandlungen über einzelne Gegenstände von so geringem Umfange, wie die gegenwärtige, verlieren sich gewöhnlich ganz unter dem Andrang der beliebten Compendien oder systematischen Werke von weitläufigerem Volumen, und werden oft gar nicht der Aufmerksamkeit gewürdigt, welche sie wohl verdienten. Die gegenwärtige, gekrönte Preisschrift zieht dieselbe auf sich, nicht bloß dadurch, daß sie den Preis erhielt und durch den anderwärtigen Nahmen des Hrn. Verfs., sondern besonders auch durch das Interesse des Gegenstandes. Die noch nie ganz aufgelöste und immer wiederkehrende Verschiedenheit der Moralsysteme, selbst in den ersten Principien, ist eine Erscheinung, die schon an sich der Untersuchung werth ist. Aber auch für den gegenwärtigen Zustand der deutschen Philosophie dürfte diese Betrachtung fruchtbar, und vorzüglich geeignet seyn, das Verhältniß der verschiedenen Systeme ins Licht zu setzen.

Um den Standpunct des Hrn. Verfs. in Beziehung auf seine philosophischen Zeitgenossen vorläufig zu charakterisiren, bemerken wir, was er Aechtes Hest.

S. 15 sagt: »Das emsigste Studium der neuern und der neuesten Moral-Systeme deutscher Philosophen hat mich von dem *Leibnitz-Wolfschen* durchaus nicht losreissen können; u. s. w. Weit entfernt hierin schon an sich einen Tadel zu finden; gesteht der Rec., daß die einzelnen noch hier und da ihre Stimme erhebenden Anhänger der ältern Philosophie, gerade schon in der Hoffnung etwas Eigenthümliches zu finden, für ihn mehr Anziehendes haben, als manche der gewöhnlichen Producte der Zeit, von denen man als bloßen Secten- und philosophischen Modeschriften, meistens im Voraus zu erwarten hat. Von *Kant* redet der Verf. übrigens, obwohl er ihm nicht beystimmt, mit Bewunderung (wie S. 31); auch von *Fichte* redet er mit großer Hochachtung. Nur die *Schellingsche* Philosophie scheint er durchaus und von ganzem Herzen zu perhorresciren. (S. 23, 24 und S. 61, 62).

Ehe wir aber die Weise betrachten, wie der Verf. die Frage beantwortet hat, müssen wir eine Bemerkung über die Frage selbst machen. Es wird etwas darin vorausgesetzt, was wir nicht so durchaus zugeben können. Wenn man zunächst nur auf die gangbarsten zum Unterricht bestimmten systematischen Lehrbücher etwa seit *Leibniz* oder auch seit *Descartes* sieht, so mag diese »Einstimmigkeit der Philosophen in den Einzel-Lehren der Moral bey aller Verschiedenheit im Ursatze der Sittenlehre« — sich wohl als vollkommen richtig bewähren. Die Rücksicht auf den practischen Gebrauch führt schon zum Synkretismus; um alles, was brauchbar scheint, zu umfassen, läßt man lieber die Consequenz fahren. Auch wiederholen sich die Lehrbücher häufig, wo denn die Einstimmigkeit im Einzelnen um so mehr von dem Wunderbaren verliert. Doch bleiben auch im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert paradoxe Sittenlehrer genug übrig, die eben dadurch paradox wurden, daß sie ihrem ersten Grundsatz getreu und consequent waren, ohne sich an die geltende sittliche Denkart als eine Regel zu binden.

Der bey weitem grössere Theil der Moralisten aber will lieber inconsequent seyn, als paradox. Das erste Princip, welches jeder nach der Metaphysik, zu welcher er sich bekennt, an die Spitze des Systems stellt, wird in der weitem Ausführung desselben mehrentheils vergessen, oder doch hintangesetzt. Das allgemeine sittliche Gefühl, die moralische Denkart der Nation, des Staats und Zeitalters bilden eine Art von gemeinsamer Moral, welche so oder anders zu bestimmen, besonders die Religion einen entscheidenden Einfluss hat; ein Einfluss, welcher auch da noch sehr wirksam und mächtig ist, wo man ihn lange nicht mehr anerkennt, ja sich seiner selbst nicht mehr bewußt. Aus dieser gemeinsamen Moral nun, nicht aus dem Princip des Systems, stammen die Vorschriften und Aussprüche über einzelne Gegenstände her, in welchen die Moralisten oft bey einer gänzlichen Verschiedenheit des philosophischen Systems und der ersten Grundsätze, übereinstimmen. In der That hat auch in allen neuern christlich-europäischen Staaten die sittliche Denkart und Bildung, ja die gesammte Einrichtung der moralischen Dinge und Verhältnisse so viel Gemeinschaftliches (als aus einer Quelle herstammend), daß auch eine weit größere Einstimmigkeit im Einzelnen unserer Sittenlehren, als die welche wirklich gefunden wird, uns nicht Wunder nehmen dürfte.

Wenn wir indessen den Blick weiter ausdehnen, und in der Übersicht der Moralsysteme auch die Philosophie des Alterthums mit umfassen; so verschwindet die behauptete Einstimmigkeit zum Theil wieder, oder leidet doch wenigstens sehr große Einschränkungen. Einige Beispiele werden die Sache deutlich machen. Ist die Denkart des Stoikers über den *Selbstmord* ob er unter gewissen Bedingungen statthaft oder durchaus unerlaubt sey, wohl übereinstimmend mit der Vorschrift des christlichen Sittenlehrers über denselben Gegenstand? Vielmehr sind die Lehren beyder über diesen Punct sich diametral entgegengesetzt. Unter den alten Philosophen selbst behaupten einige, der Weise müsse sich ganz vom Staate entfernt halten, und an den Geschäften des bürgerlichen Lebens gar keinen Antheil nehmen. Andere hingegen beziehen die Sittlichkeit so durchaus auf das gemeine Wesen, daß sie die Vollkommenheit des Mannes von der Tugend des Bürgers gar nicht zu trennen wissen. Diese beyden Fragen aber, ob man sich selbst das Leben nehmen dürfe oder nicht, ob man im Staat wirken soll, oder ganz für sich leben, gehören doch wohl zu den wichtigsten, welche die Moral zur Untersuchung aufrufen, und worüber sie eine Entscheidung fällen kann. Wie viele andere, nicht minder wichtige liessen sich noch anführen, über welche das Urtheil der Moralisten

ebenfalls gänzlich abweicht. — In einer gehörig umfassenden und wahrhaft *allgemeinen* Betrachtung der verschiedenen Moralsysteme, müssen wir daher die behauptete Einstimmigkeit entweder ganz abläugnen, oder können sie doch nur unter sehr großen Einschränkungen zugeben.

Noch ein anderer Vorwurf liefse sich der aufgegebenen Preisfrage machen, daß sie nämlich zwar als Frage wohl zu manchen interessanten Erörterungen Anlaß geben, aber doch für kein eigentliches Problem gelten kann, (was man doch von einer Preisfrage zunächst erwartet), weil die Auflösung gar zu leicht ist. So sichtbar hängt die Verschiedenheit in den ersten Principien der Sittenlehre von der einem jeden Philosophen eigenthümlichen Metaphysik oder speculativen Ansicht ab, daß sich kaum eine andere Beantwortung der Frage denken läßt, als die welche der Verf. auch wirklich gegeben hat. Alle noch als Zugabe angeführten und mitwirkenden psychologischen Nebenursachen (wie S. 28 u. f.) kann man füglich dabey entbehren; ausgenommen in wie fern sie schon auf die Wahl des metaphysischen Systems selbst Einfluss haben.

Der gröbere oder feinere Materialist, überhaupt jede auf die Sinnenwelt und Sinnlichkeit sich beschränkende Philosophie wird das Vergnügen als das höchste Gut, und kein andres Princip der Sittenlehre anerkennen, als dieses, wenn gleich der Grundsatz, um keinen Anstofs zu geben, vielfach anders eingekleidet und verschleiert wird. Alle Vernunftsysteme von einer allgemeinen und nothwendigen ersten Wissenschaft werden, wie sehr sie auch sonst mit einander streiten mögen, doch darin übereinstimmen, daß sie in der Sittenlehre doch alle unter einer oder der andern Form von der Idee der Vollkommenheit ausgehn, wenn gleich unter mancherley Modificationen. Eine Metaphysik aber, welche das negative Vernunftwissen für unzureichend haltend, von der positiven Erkenntniß Gottes oder der Offenbarung ausgeht, wird der Moral unfehlbar den Willen Gottes zum Grunde legen.

Diese letzte Ansicht der Moral, wird in der vorliegenden Schrift, wie sich erwarten liefs, als eine Antiquität etwas in den Winkel gestellt, doch aber der Vollständigkeit wegen, mit in dem Abriss der Moralsysteme aufgezählt (S. 9 und 10), wo wir ihr denn ihre gebührende Stelle allerdings vindiciren müssen.

Weit weniger also darin setzen wir das Verdienst des Hrn. Verfs., daß er die aufgegebenne Frage in der Hauptsache befriedigend beantwortet hat, weil diefs in der That nicht eben schwer war; als in einigen ihm eigenthümlichen in jene Hauptuntersuchung mit verflochtenen Nebenbemerkungen

über den Charakter und Geist der so mannigfaltig verschiedenen Moralsysteme.

Denn so einleuchtend und klar auch die Verschiedenheit jener drey Hauptssysteme unter sich und in der Abhängigkeit von der einem jeden derselben zu Grunde liegenden Metaphysik, und speculativen Ansicht sich darstellt, so entdecken sich doch bey genauerer Untersuchung in einem jeden derselben noch höchst wesentliche feinere Unterschiede. Diese hervorzuheben und ins Licht zu setzen ist um so wichtiger, da oft Moralsysteme von einem durchaus verschiedenen Geiste, wegen der scheinbaren Einerleyheit des Hauptprincips, mit einander verwechselt und für übereinstimmend gehalten werden. So findet bekanntlich unter den Moralsystemen der Alten, welche auf den Materialismus gegründet, das Vergnügen als das höchste Gut anerkennen, noch eine höchst bedeutende Verschiedenheit zwischen der Lehre des *Epicur* und der des *Aristipp* Statt; von denen der erste das Vergnügen in der Ruhe suchte, es bloß negativ dachte, als Abwesenheit aller Schmerzen, innere Gleichmuth und Zufriedenheit; der andere aber unter der Lust die Lust in Bewegung (*εὐκίνησις*) meinte, also das höchste sinnliche Leben, oder wenn man es von der schlimmsten Seite ansehen will, den erregten Sinnenkitzel. Auch unter den neuern tritt die Moral der Sinnlichkeits-Philosophie in zweyfacher Gestalt auf: entweder unverschleiert, wenn alles aus der Selbstliebe erklärt, und auf den Eigennutz bezogen wird, wie bey *Helvetius*; oder in gemilderter Form, wie bey den Engländern, welche Mitgefühl und Sympathie als die ursprüngliche, moralische Grundempfindung zum Princip der Sittenlehre aufstellen.

Noch ungleich wichtiger aber ist der Unterschied in den Moralsystemen der Vollkommenheit, je nachdem diese als Naturvollkommenheit oder als Vernunftvollkommenheit aufgefaßt wird, und das System selbst sich mehr auf die reelle oder die ideelle Seite hinneigt. In einigen Fällen ist dieser Unterschied schwer zu bestimmen, wo die Grenzen in einander laufen, und das System selbst vielleicht, wie es die Art der speculativen Vernunft ist, zwischen dem Ideellen und Reellen hin und her schwankt. Doch ist in den consequenteren Systemen derselbe Unterschied, und wohin sie sich neigen, bald wahrzunehmen, und würde sich durch die ganze Geschichte der Philosophie leicht durchführen und bewähren lassen. — Das Princip der Natur-Vollkommenheit könnte man schon in dem Grundsatz der Stoiker — *naturae convenienter* — ausgedrückt finden. Dahin rechnen wir auch die dynamische Sittenlehre des *Aristoteles*, welcher die Tugend, als die allein rechte Mitte zwischen zwey fehlerhaften Extremen betrachtet. Sehr rich-

tig bemerkte der Hr. Verf. (S. 18 f.), daß dieses Princip ein formales sey, und also auch der Grundsatz der Vollkommenheit formal aufgefaßt werden könne. Noch weit mehr aber als die Stoiker und den *Aristoteles* rechnen wir zu dem Princip der Naturvollkommenheit die Ethik des *Spinoza*, wie jede andere, welche die Tugend als = der Realität betrachtet. Unter die mehr rednerischen als metaphysischen Philosophen gehört hierher noch *Rousseau*, der alle Vernunft-Cultur als Verderben betrachtend, die Rückkehr zur Natureinfalt als den Anfang aller Sittenverbesserung aufstellt.

Das Moralsystem der Vernunftvollkommenheit hingegen findet sich unter den Alten bey *Plato*, welcher die sittliche Vollkommenheit in die Übereinstimmung mit der göttlichen Idee setzt, unter welcher seine Schule selten etwas anders als den reinen Vernunftbegriff versteht. In weit höhern Grade aber, oder vielmehr in weit strengerer Reinheit findet sich dieses System bey *Kant*. Denaß dem stimmt Rec. dem Verf. ganz bey, wenn derselbe (S. 22 und sonst) behauptet, daß das formale Sittengesetz der Kantischen Philosophie von dem sittlichen Princip der Vollkommenheit durchaus nicht wesentlich verschieden sey. Denn was wird mit der behaupteten Abstraction von allem Inhalt im Sittengesetz eigentlich gefodert? daß die Vernunft sich allein und durchaus durch sich selbst bestimmen soll. Diese absolute Selbstbestimmung aber, etwa wie *Fichte* sie in dem frühern Systeme seiner Sittenlehre aufstellte, ist eben die Vernunftvollkommenheit; wie denn auch der Verf. richtig zu bemerken scheint, daß *Fichte* (S. 23) hier mit *Kant* im Wesentlichen einverstanden sey.

Ebenfalls findet auch in der religiösen Sittenlehre der dritten Hauptgattung der Moralsysteme, noch eine große Verschiedenheit Statt, je nachdem der Willen Gottes bloß als das einzig rechte Motiv und die bestätigende Sanction der übrigens beybehaltene Vernunft-Moral betrachtet wird; oder aber auch ein dem Inhalte nach nicht aus der Vernunft entlehntes, göttliches Gebot oder Ziel der Handlungen aufgestellt und anerkannt wird. Im ersten Falle nähert sich die religiöse Sittenlehre beträchtlich der Vernunftmoral, wie denn überhaupt mancherley Übergänge zwischen den verschiedenen Hauptsystemen der Moral nicht nur denkbar sind, sondern auch in der Geschichte der Philosophie sich wirklich vorfinden. Der zweyte Fall eines auch im Inhalte von der Vernunft unabhängigen und abweichenden, göttlichen Moral-Princips dürfte am meisten gegen die herrschende Zeitphilosophie anstoßen. Einleuchtend ist indessen wohl, daß die Sittenlehre ganz anders ausfallen muß, je nachdem man dabey von der gewissen Überzeugung eines ewigen Lebens, und

einer persönlichen Fortdauer ausgeht, welchem Glauben dann wie billig auch die ganze Einrichtung des hierortigen Lebens gemäß seyn muß; oder aber wenn die Moral auf die Unsterblichkeit der Seele (wovon die Vernunft allein nie Gewißheit haben und geben kann) als eine bloß wahrscheinliche Hypothese und Meinung bey Seite lassend, in dem Detail ihrer Gesetzgebung (wie es in diesem Falle ganz consequent ist) weiter gar keine Rücksicht nimmt.

Diese wenigen Andeutungen mögen hinreichend seyn, um zu beweisen, wie viel auch auf diesem Felde noch zu bestimmen und zu thun übrig sey, um die gangbaren Ansichten über die Moral zu ergänzen, und zu einer wahren Kritik der verschiedenen Systeme zu gelangen.

Die *Zugabe über das Naturrecht* (S. 49 bis zu Ende) beginnt mit der Bemerkung, daß der Streit in dieser Wissenschaft nicht bloß über die ersten Principien, sondern auch über alles Einzelne noch ungleich gröfser sey, als selbst in der Moral. Ja sogar auf die Gränzen und den Begriff dieser Wissenschaft erstrecke sich die aus dem Streit entstehende Ungewißheit. Bey diesem Resultate bleibt der Verf. stehen, ohne daß er es versucht hätte, von diesem auffallenden Phänomen eine völlig zureichende Erklärung zu geben. Das Naturrecht aber definiert der Verf. als die practische Vernunftwissenschaft des Erzwingbaren (S. 57) unter Menschen, oder auch als die practische Vernunftwissenschaft des Coëxistential-Verhältnisses unter sinnlich vernünftigen Wesen (S. 74). Sonach enthält denn freylich schon der Name *Naturrecht* streng genommen eine Unrichtigkeit; da es eigentlich *Vernunftrecht* heißen sollte.

Von der Moral kann durchaus nicht in gleichem Mafse behauptet werden, daß sie eine Vernunftwissenschaft sey. In dem weiten Gebiete der Moralphilosophie gibt es immer noch Einzelne, welche von andern Principien, als von denen der Vernunft-Philosophie ausgehn. Ja selbst die Anhänger derselben nehmen doch in die Moral mehrentheils manche nicht aus ihrem System, sondern aus dem *Leben* und seinen Forderungen hervorgehende, oder aus der *Religion* und ihren Lehren indirect herstammende Principien mit auf; sey es nun mit Anerkennung oder mit stillschweigender Umgehung des verschiedenartigen Ursprungs ihrer Principien, oder auch so, daß sie selbst nicht deutlich darum wissen. Das Naturrecht hingegen wird von allen seinen Lehrern und Anhängern durchaus als eine Vernunft-Wissenschaft betrachtet und behandelt, und kann gar nicht anders betrachtet werden, wofern auch nur der Begriff desselben als einer besondern Wissenschaft, Bestand haben soll.

Wenn nun der Streit in dieser angeblichen Wissenschaft des sogenannten Naturrechts wirklich so ausgebreitet, durchgreifend und endlos ist, wie wir dem Verf. gern zugeben, ja selbst in einem noch viel stärkeren Grade Statt findet als er selbst darüber sich ausdrückt, so muß dieß sehr überraschende Betrachtungen über den eigentlichen Ursprung und Sitz dieses innern Streits erregen. Die seynsollende Vernunftwissenschaft des Naturrechts scheint wirklich in dieser Hinsicht ein vollkommenes Seitenstück zu der endlosen Verwirrung abzugeben, welche der Metaphysik eigen ist, so lange dieselbe bloß als eine speculative Vernunft-Wissenschaft behandelt wird.

Es würde sehr belehrend seyn, diesen innern Streit im Naturrecht oder der practischen Vernunft-Wissenschaft einmal nach seinem ganzen Umfange aufzudecken, etwa so wie *Kant* und andere die mit sich selbst streitende speculative Vernunft in den Verwirrungen der gewöhnlichen Metaphysik dargestellt haben. Diese Parallele dürfte zu sehr merkwürdigen Resultaten führen. *Kant* lehrt, daß die Vernunft im speculativen Gebiet nichts vermöge, sondern in endlosem Streit befangen sich selbst auflöse und zerstöre; im practischen Gebiete jedoch läßt er sie gelten, ja sogar als unbedingte Gesetzgeberin herrschen. Statt dessen würde sich aus einer solchen der Kritik der reinen Vernunft hinzugefügten Kritik des Naturrechts ergeben, daß die Vernunft überhaupt, sobald sie *allein* herrschen und die *Erste* seyn will, jederzeit im practischen so gut, wie im theoretischen Gebiete zu Nichts führe und sich selbst vernichte; daß mithin die *Vernunft gar kein Vermögen der Principien* sey, sondern nur ein untergeordnetes und andern Höhern dienendes Organ. Die Vernunft, wenn sie im Practischen dem göttlichen Gebot unterworfen und gehorsam, sich auch in der Theorie bescheidet, die Aussprüche der sinnlichen wie der übersinnlichen Erfahrung nicht aus sich selbst erschaffen zu wollen, sondern nur in sich aufzunehmen, festzuhalten, und allgemein zu verbreiten — mag als *gesunde Vernunft* von jener andern unterschieden werden, die speculativ, oder practisch ungehorsam und alleinherrschend seyn will. Diese auch wohl im gemeinen Leben so genannte gesunde und Gott gehorsame Vernunft, wollen wir zwar an ihrer gebührenden Stelle als ein Werkzeug des Guten ehren, wenn wir gleich die in der Selbstheit befangne, alles aus sich selbst schöpfende und auf sich allein fußende Vernunft der angeblichen Philosophen und ihrer Systeme überall werden bekämpfen müssen, wo wir ihr im Leben oder im System begegnen. Sie führt in der That im Leben nur zur Anarchie, in der Wissenschaft zur Sophistery, in heyden wenn das Übel seine grösste

Höhe erreicht hat, und Überdruß an der Anarchie hinzukömmt, zum Indifferentismus, d. h. zur Erlöschung und Ertödtung des höhern Sinnes, aus dem alle Wahrheit quillt.

E. S.

Militär-Wissenschaften.

Beiträge zum practischen Unterricht im Felde für die Officiere der österreichischen Armee. Erstes bis achttes Heft. Wien aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerey.

(Beschluss.)

Das fünfte Heft handelt von der Stellung kleiner Corps, dem Angriff auf sie und ihrer Vertheidigung, dann von den Umgehungen der Stellungen. Den, zur Erkenntniß der Güte einer Stellung S. 236 angegebenen fünf Bedingungen, scheint noch die sechste angereihet werden zu müssen: daß die gewählte Stellung vor ihrer Front dem Feind Hindernisse gegen seine Angriffsbewegungen in den Weg lege, so daß er nicht mit ganzer Macht zugleich, oder an allen Orten, oder doch wenigstens nicht ohne seine Ordnung in unserer Schulsweite brechen zu müssen, angreifen könne. Nach den Begriffen die man in dem Vertheidigungskriege, für den die Stellungen eigentlich gewählt werden, damit verbindet, setzt die Güte einer Stellung voraus, daß man darin gegen den angreifenden Feind wesentliche Vortheile habe, oder was eben so viel ist, daß man mit einer kleinen Zahl Streiter einer großen widerstehen kann; nun ist es aber offenbar, daß alle die, in der Lehre von den Stellungen in dem vor uns liegenden Heft zur Prüfung ihrer Güte angegebenen fünf Bedingungen, auch dem Angreifer eigen seyn können; eine bloß nach diesen fünf Bedingungen gewählte Stellung gewährt demnach gegen einen angreifenden Feind noch keinen eigentlichen Vortheil, und wäre also noch keine vollkommen gute Stellung; gerade die hier neu dazu gekommene Bedingung, scheint daher den Hauptunterschied zwischen den Verhältnissen des Angreifers und Vertheidigers zu begründen, daher also auch eine der wesentlichsten Bedingungen der Wahl einer Stellung zu seyn. Selbst der Einwurf, daß eine Stellung auch ohne diese Bedingung, d. i. ohne Hindernisse vor sich zu haben, schon Vortheile über den Feind gebe, wenn sie, während der Vertheidiger seine ganze Macht brauchen kann, des Angreifers Macht so einenget, daß er von seiner

Überzahl keinen Gebrauch zu machen vermag, beweiset gerade die Gültigkeit dieser Bedingung; denn eine solche Stellung zwingt ja den Feind, seine grössere Front zu brechen, und gleichsam seiner Überlegenheit zu entsagen, was dieser sechsten Bedingung vollkommen entspricht. Bey der fernern Auseinandersetzung der angegebenen fünf Bedingungen einer guten Stellung, scheint auch *ad I.* in Hinsicht der Ausdehnung einer Position die nöthige Rücksicht auf ein zweytes Treffen oder eine Reserve; *ad III.* bey einer Communication der eben so nöthige Rückblick auf ihre leichte Vertheidigungsfähigkeit vergessen worden zu seyn; so wie auch nützlich gewesen seyn dürfte, den Leser aufmerksam zu machen, daß es ein besonderer Vorzug aller Verbindungen sey, wenn ihr Zug dem Feinde verborgen angelegt werden kann. Weiter ist hier, wo von dem Entwurf zum Angriff der Stellung die Rede ist, auf die Bestimmung der Zeit zum Angriff keine Rücksicht genommen; den Recn. scheint auch dieser Umstand jederzeit einer besonderer Beachtung werth; denn ist man des Sieges ziemlich gewiß, oder handelt es sich um eine rasche Benutzung desselben, so ist die Zeit bey Anbruch des Tages hierzu die beste. Ist der Erfolg des Angriffes zweifelhaft, oder handelt es sich bloß um Eroberung und Festsetzung in den Posten, so greift man so viele Stunden vor Nacht an, als nöthig sind um vor ihrem Einbruch fertig zu werden. Starke Allarmirungen und falsche Angriffe gegen einen weit stärkern Feind geschehen am besten kurz vor Anfang der Nacht. Im Allgemeinen haben die Stellungen kleiner Corps, so wie alle Kriegsereignisse derselben die Hauptregeln durchaus mit jenen großer Armee gemein, nur daß bey erstern die Übersicht aller Verhältnisse und ihrer Combination des geringern Raumes wegen ungleich weniger schwierig ist; daher haben auch bisher alle großen Lehrer der Kriegskunst, den kleinen Krieg für die beste Schule des großen gehalten, und die Welt hat aus dieser Schule die größten Feldhern hervorgehen sehen. Übrigens sind alle hier bey der Lehre von den Stellungen angegebenen Regeln *goldene Sprüche*, deren tiefe Beherzigung nicht genug zu empfehlen ist. Eben so konnten die Beyspiele zur Anschaulichmachung aller dieser Regeln nicht besser gewählt und ausgeführt werden, als wir sie in den drey Planen 24, 25 und 26 ausgeführt sehen. Der erste derselben zeigt den Angriff und die Vertheidigung einer bey Freisingen am rechten Ufer der Isar genommenen Stellung mit angestützten Flügeln; der zweyte, das Benehmen in demselben Falle wenn ein Flügel, der dritte das Benehmen wenn beyde Flügel gestützt sind; zu

dem zweyten ist die Gegend bey Nesselwang, zu dem dritten die von Marnau gewählt. Die Lehre von den Umgehungen, welche auf die Stellungen folgt, enthält viel Gutes und Wahres; wenn es aber heißt: das in einer ganz offenen Gegend, weil man alle Bewegungen früh genug entdecken kann, keine Umgehung möglich sey, so dürfte wohl die Schlacht bey Wagram ein anderes erweisen.

Bey Formirung des Hackens, diesem mit Recht sehr zweydeutig gefundenem Hülfsmittel gegen Umgehungen, muß an den Scheitel des ausgehenden Winkels ein sehr starker, leicht zu vertheidigender Posten liegen, der die Forcirung dieser Spitze und die Enfilirung der beyden daselbst zusammenlaufenden Linien fast unmöglich macht.

Das Beyspiel im Plan 27, welches die Bewegungen eines in der Stellung bey Hechingen zur Deckung der nach Ulm und Tübingen führenden Strassen aufgestellten, mit der Umgehung bedrohten kleinen Corps darstellt; dann jenes im Plan 28, welches das Gefecht zweyer im Marsche gegen einander begriffenen Corps enthält, wovon das eine nach Ferthofen marschirt, um den Übergang über die dortige Iller-Brücke zu verwehren, das andere aber über Memmingen nach Mindelheim vorrücken soll, haben in jeder Hinsicht gleiche Vorzüge, wie alle übrigen frühern ähnlichen Ausarbeitungen.

Das sechste Heft enthält zuerst die Lehre von den Defilées. Die Eintheilung derselben in solche, welche zur Verbindung getrennter Gegenden dienen, und in jene, welche als eine Art Communication in den Hindernissen selbst fortlaufen, scheint nicht die wahre zu seyn; nach dieser Eintheilung kommen auch die Dämme bey beyden Gattungen zur Sprache; dem Recn. scheint es viel angemessener, die Engwege (*Defilés*) in natürliche und künstliche einzutheilen; zu jenen werden dann alle Hohlwege, Schluchten oder andere enge Gebirgs-Passagen; zu den andern alle Brücken, Dämme, eingeschlossene Wege zwischen nassen Gräben u. s. w. gezählt werden können. Wälder sind nach des Recn. Meinung an sich keine Defilées, aber wohl nur die Wege in ihnen für das Geschütz und nach Umständen für die Reiterey. Wege zwischen trockenen Gräben und Hecken, sollte man nicht ohne ein anderes, schwer zu besiegendes Hinderniß als Defilées betrachten, weil ihre Passage für jede Truppe, in wenigen Augenblicken zugerichtet werden kann. Eben so ist die Aufstellung bey den Defilées im Kriege verschieden, je nachdem man die verschiedenen Absichten hat, sich derselben zum eigenen Durchgange versichert zu halten, oder bloß dem Feinde

den Durchgang durch dieselben zu verwehren. Aus dieser Eintheilung, und dieser doppelten Anwendung der Defilées würden sich dann die übrigen Regeln für die Aufstellung in denselben, für ihren Angriff und ihre Vertheidigung, auf die einfachste Weise herleiten lassen.

Alle die darüber in dieser Abhandlung weiter angegebenen Regeln und Vorschriften, sind übrigens eben so vollkommen als die Ausführung der für die verschiedenen Fälle als nöthig erkannten Beyspiele, musterhaft gerathen ist.

Plan 29 enthält die Passirung eines Defilées in der Nähe des Feindes; es ist dieses hier das Defilé zwischen Dutlingen und Liptingen, durch das die Avantgarde einer bey dem ersten Ort gelagerten Armee geht.

Plan 30. Die Überwältigung eines Defilé's, wozu als Beyspiel der Übergang und die Vertheidigung des Andelsbaches zwischen Pfulendorf und Ostrach dienet.

Plan 31. Der Rückzug durch ein Defilé im Angesichte des Feindes, wo sich eine Arriergarde durch das Defilé von Tirschenreith gegen Eger wendet.

Plan 32. Den Übergang über einen Fluß: eine starke Avantgarde forcirt die Iller bey Ferthofen.

Plan 33. Der Angriff und die Vertheidigung eines Passes, wozu der Achenpafs in Tyrol zwischen der Nebelspitze und dem Kohlholze gewählt worden. Mehrere Beyspiele des letzter verfloßenen, und frühern Krieges haben uns noch eine Art von Forcirung der Defilées gelehrt, von der hier gar nicht gesprochen wird; sie geschieht am leichtesten, wenn man sich mit Übermacht auf den noch vor dem Defilé aufgestellten, oder in dem Rückzug durch dasselbe begriffenen Feind wirft, und sich so zu sagen an die geschlagene Truppe anschließt, und mit ihr durchdringt: zwar ein kühnes Unternehmen, das aber gerade dieser Kühnheit wegen am meisten gelingt. Man denke an Landshut, Ebelsberg und andere ähnliche frühere Begebenheiten.

Das siebente Heft handelt von Scheinangriffen und Demonstrationen; von der Berennung und Einschließung einer Festung; dann von der Führung, dem Angriffe und der Vertheidigung der Transporte. Die Lehren über diese Gegenstände sind mit Scharfsinn erläutert und die Beyspiele mit der Genauigkeit, Sorgfalt und Rücksicht auf alle Nebenumstände, wie bey den vorhergehenden Heften ausgeführt.

Die dabey befindlichen Plane enthalten, und zwar 34, den Scheinangriff eines auf dem Höllberg im Westerwald aufgestellten Corps.

Plan 35. Die Einschließung der Festung Hanau,

durch ein Corps der über Friedberg gegen Frankfurt anrückenden Armee.

Plan 36. Die Führung eines Transports von Böhmisches-Leipa nach Mölnik.

Plan 37. Die gelungene Vertheidigung eines Transportes, der von Lichtenstadt nach Carlsbad marschirt.

Plan 38. Den gelungenen Angriff auf einen Transport, der von Parzdorf nach Friedland abgehen wollte.

Das achte und letzte Heft handelt von Fouragierungen und Winterpostirungen. Obschon es häufig geschieht, daß die letzten Theile eines Werkes den ersten an Güte nicht beykommen, so tritt doch dieser Fall keineswegs bey dem vorliegenden ein; denn das achte Heft ist mit einem ganz vorzüglichen Fleiße bearbeitet, welches um so mehr Dank verdient, als die Gegenstände von denen es handelt, zu den mühsamsten, schwierigsten und ihrer Wichtigkeit ungeachtet, zu den am wenigsten ergründeten Theilen der Kriegswissenschaft gehören. Da dieses so wie das siebente Heft erst nach dem Kriege von 1809 verfertigt wurde, wo Se. kaiserl. Hoheit keinen weitem Antheil an der Armee-Verwaltung nahmen, so blieb die Ausführung derselben dem Oberstlieutenant Freyhrn. von *Bothkirch* ganz überlassen, der den auch dieses nützliche Unternehmen in der Vollkommenheit, mit der es begann, zu Ende führte *).

Die im achten Heft befindlichen Beyspiele enthalten:

Plan 39. Die grüne Fouragierung einer am linken Szellwa-Ufer lagernden Armee, zwischen diesem Flusse und der Neitra in Ungern.

Plan 40. Die trockene Fouragierung einer hinter Weissenburg im Elsass liegenden Armee zwischen der Lauter und dem Sulzbache.

Plan 41. Die Winterpostirung einer Armee zwischen der Raab, Marczal, Donau und dem Plattensee. Hier sind die verschiedenen Fälle, wie eine Armee in dieser Cantonirung angegriffen und

gegen jeden Angriff vertheidigt werden könne, besonders lehrreich ausgeführt.

Plan 42. Eine Detail-Winterpostirung eines Corps in der Gegend vor Fürgge, mit Hinsicht auf die möglichen Angriffsfälle.

Plan 43. Den Angriff, Vertheidigung und Unterstützung eines in Morizheda und Arpas in Quartier verlegten Bataillons.

Wir wünschen sehr, daß die Regimenter es sich zur angelegentlichsten Pflicht machen, diese Beyträge in ihren Schulen den jungen Officiers und Cadetten durch erfahrene und einsichtsvolle Lehrer vortragen zu lassen. Ein solcher Lehrer wird dann durch Veränderung der Umstände und Annahme, die Beyspiele zu vervielfältigen und zum Selbstdenken und Selbstprüfen anzuregen wissen. Es wird ihm auch nicht schwer seyn, die einzelnen Abhandlungen in ein zusammenhängendes Lehrgebäude zu vereinen, da diese Beyträge nicht nur die ganze angewandte Taktik umfassen, sondern auch die besten strategischen Lehren bald klar ausgesprochen, bald nur angedeutet begreifen. Durch ein fleißiges Studium dieses Werkes werden die Officiere der österreichischen Armee dem großen Fürsten, der die Idee zur Herausgabe desselben faßte, und an der Ausführung so thätigen Antheil nahm, am Besten den Dank beweisen, den sie ihm für diese treffliche Mittel, daß Er ihnen zu ihrer militärischen Bildung verschaffe, schuldig sind, und zugleich sich selbst immer fähiger machen, dem Vaterlande auf eine erspriessliche Art zu dienen.

Der Druck und das Papier entsprechen dem Gehalt des Werkes keineswegs, auch das Format ist unbequem, und es wäre zu wünschen, daß die Octav-Ausgabe, die sich dermahl nur über die Hälfte erstreckt, fortgesetzt würde.

v. W ---- f.

Schöne Wissenschaften.

Rosaliens Nachlaß. Nebst einem Anhang. Herausgegeben von dem Verfasser des *Allwin* und *Theodor*. Leipzig, bey *Carl Cnobloch*. 1812. VIII und 522 S. in 8.

Der Herausgeber, Hr. *Friedrich Jacobs*, erklärt in der Vorrede nicht undeutlich, daß an diese Blätter weniger die Forderungen eines mit künstlerischen Zwecken und Absichten ersonnenen Romans gemacht werden müssen, als die

*) Ohngeachtet dieser öffentlichen Absonderung nimmt dieser geistreiche und thätige Fürst, doch noch immer in der Stille einen sehr thätigen Antheil an der Beförderung der Militair-Wissenschaft, wie es uns der sehr gehaltvolle Aufsatz in der militärischen Zeitschrift 1812; eilftes Heft Nr. II, und dessen Fortsetzung im zwölften Heft Nr. I. beweiset. Möchte nur auch bald das größere strategische Werk, an dem dieser Fürst schon mehrere Jahre mit unermüdetem Fleiße arbeitet, an das Licht treten!

einer für die Jugend bestimmten, belehrenden und erhebenden Erzählung. Auf diesen Gesichtspunct wird der Leser auch dadurch schon gewissermaßen gestellt, daß Hr. Jacobs sich, wie er es doch ohne Zweifel ist, nicht als Verf., sondern nur als Herausgeber zu diesen Papieren bekennt. Um so mehr wird es Pflicht der Kritik, ebenfalls von diesen Ansichten auszugehen. Und da bekennt Rec. mit Vergnügen, daß dieses kleine Werk seinem Zweck vollkommen entspricht, und weit entfernt der Schaar der jetzigen Modeschriften für die Jugend anzugehören, ernstere und höhere Forderungen erfüllt, wie schon das frühere gehaltvolle Product desselben Verfs., *Allwin* und *Theodor*, erwarten läßt. Hr. J. zeigt sich mit vielem Recht eingenommen gegen das in der neuern Erziehungskunst so sehr beliebte, aber todte und unwirksame *Beyspiel*, als bloßen Träger der Lehre; und bemerkt, daß statt einer solchen Anhäufung von leerem Stoff ein einziges begeisterndes Muster hinreichend sey, um ein ganzes Leben zu befruchten, und jede Zurechtweisung im Einzelnen überflüssig zu machen. Rec. ist ganz dieser Meinung; und weiß dem würdigen Verf. besonders auch dafür Dank, daß er der Jugend in diesen Blättern nicht die Sümpfe der bald süßlichen, bald pedantischen Modemoral als die Quellen geöffnet hat, aus denen Freudigkeit und Trost fließt, sondern sie zurückführt an den nie versiegenden und nie getrühten Ursprung alles Großen im Menschen, die Religion. Je seltner in unsern Tagen, und in unsrer Erziehung ganz vorzüglich, diese Rücksicht genommen und diese Anweisung mit Ernst und Überzeugung gegeben wird, um so mehr verdient dieß da, wo es geschieht, gelobt zu werden. Rec. sieht in dieser Richtung des Buches bey weitem seyn größtes Verdienst.

Rosalien's Nachlaß sowohl als der Anhang, die Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Gräfin *Sandaval*, von ihr selbst beschrieben, (S. 395), sind ihrem Inhalt so wie ihrem Ton nach für die erwachsene Jugend, zumahl weiblichen Geschlechts, bestimmt, und haben daher sehr füglich nicht das einfache Gewand einer gewöhnlichen Kindergeschichte, sondern den Schmuck eines Romans, und bewegen sich auch in den höhern Kreisen eines durch Leidenschaften und Irrthümer mannichfach getrühten Lebens. Nichts destoweniger bleibt der Verf. in beyden seinem

vorherrschenden Zwecke sichtbar getreu, und es darf ihm daher wohl nicht so hoch angerechnet werden, daß seine *Rosalie* ein wenig zu sehr an *Jean Pauls Liana* (im *Titan*) erinnert, und dieß sogar in kleineren Schattirungen der Zeichnung, z. B. in den Träumen, in dem Ahnden ihres Todestages u. s. w. Denn Originalität scheint Rec. nicht zu den unbedingten Erfordernissen einer Schrift dieser Art zu gehören. Wohl aber wünschte er die Liebe von *Eduard*, *Rosalien's* Bruder, zu *Natalie*, und von *St. Val*, *Natalien's* Bruder, zu *Antonien*, etwas weniger schnell und gleichförmig entstehen zu sehen. Überhaupt kann der Verf. von dem Vorwurf mancher Einförmigkeit in Schilderung der Charaktere nicht ganz freygesprochen werden. Zu dem Gelungensten gehören zwey allegorische Erzählungen aus *Rosalien's* Tagebuch (S. 43 und 82), und überhaupt das Meiste, was aus eben dieser Quelle mitgetheilt wird.

Der Anhang übertrifft in unsern Augen an innerem Gehalt und Interesse den Nachlaß *Rosalien's* selbst, besonders bis zu dem Zeitpuncte, wo die Erzählerin als Verlobte des Grafen *Speronati* in die große Welt tritt. Es ist die Geschichte eines jungen Mädchens, welches im entschiedensten Unglauben erzogen und aufgewachsen, allmählig zu religiöser Erkenntniß gelangt. Der Verf. zeigt in der Art, wie er diese Gefühle in der Erzählerin entstehen läßt, so wie in der Wahl der geringfügig scheinenden Umstände, wodurch sie veranlaßt und ausgebildet worden, bis sie zur Schwärmerey erwachsen, die dann später wieder gemildert wird und in thätige wahre Frömmigkeit übergeht, eine Kenntniß des menschlichen Herzens, die in manchem Roman *ex professo* leider nur zu sehr vermist wird.

Dem Styl wünschten wir in beyden Theilen des Buchs etwas weniger Schmuck, so sehr wir uns auch im Ganzen damit einverstanden erklärt haben, daß er auf einer höhern Stufe steht, als in eigentlichen Kinderschriften. Auch hier werden wir, zumahl in der Beschreibung von Gegenden und Naturscenen, manchemal an *Jean Paul* erinnert, dessen Manier wenigstens nachgeahmt allemahl manierirt herauskömmt. In *Rosalien's* Nachlaß ist die Briefform gewählt. Wir finden aber hier oft eine zu große Gleichförmigkeit in der Schreibart der verschiedenen Personen.

—cker.

Anmerkung. Die, S. 160 des Intelligenz-Blattes aufgeführte, Legende vom heil. *Klemens* (und *Kyrrill* und *Method*) scheint die nämliche zu seyn, die *Schlözer* im dritten Theil seines *Nestor* aus einem *Russischen* Menäum anführt, und wobey er anmerkt, daß in den Menäen der griechischen Kirche noch viel historisches Gold enthalten sey, was die Kritik ausscheiden müsse. Unsere Bollandisten waren der nämlichen Überzeugung, und es ist zu bedauern, daß ihre ungeheure Sammlung nur den Monat October erreichte.

K.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro.} 69.

Freitag, den 27. August

1813.

Statistik und Topographie.

Umriss einer statistischen Schilderung des Königreichs Böhmen, nach seinem gegenwärtigen Zustande dargestellt, von *Joseph Marx*. Freyherrn von *Lichtenstern*. Mit einer Karte. Wien 1812. Im Verlage des cosmograph. Instituts. 1. B. 110 S. in 8.

Die Verdienste des Freyh. von *Lichtenstern* um die Blüthe der statistischen und geographischen Literatur des österreichischen Kaiserstaates sind im In- und Auslande allgemein anerkannt. Vorliegende Statistik von Böhmen enthält in einem gedrängten Umriss eine schätzbare Auswahl der neuesten und wichtigsten Daten, worauf eine gründliche Würdigung der Staatskräfte Böhmens gebaut werden kann. Sie verdient daher allerdings aus dem bündereichen *Archiv für Welt- Erd- und Staatenkunde*, worin sie zuerst erschienen ist, der größern Gemeinnützigkeit halber, besonders abgedruckt zu werden. Die Statistik Böhmens hat sich zwar, wie auch der Verf. in der Einleitung bemerkt, schon einer bedeutenden Literatur zu erfreuen; dennoch dürfte dieser Umriss des Verfs. nicht für überflüssig erachtet werden; denn alle Statistik bedarf von Zeit zu Zeit einer Sichtung und Überarbeitung, weil sie ein Spiegel des gegenwärtigen Zustandes der Staaten, und kein Antiquitätenmagazin seyn soll. Dieses Werk enthält viele Beweise der Aufmerksamkeit, womit der Verf. den Lauf statistischer Veränderungen beobachtet. Nur muß der kritische Leser bedauern, nirgends die *speciellen Quellen* angedeutet zu finden, aus denen der Verf. die Angaben geschöpft hat. Die von dem Verf. angegebene Literatur beschränkt sich bloß auf die *Namen* der Schriftsteller; die Titel der *Werke* werden nicht angegeben. Selbst die Angabe der Schriftstellernamen ist weder vollständig noch genau; denn unter den Historikern ist *Hayek*, *Cornova* u. a. vergessen; unter den Statistikern ist der Prof. und k. Rath *Mader* nicht genannt. *Graf* (?) *Matuschka* (S. 4) ist wohl ein Druckfehler, und
Achstes Heft.

soll wahrscheinlich den Doctor und Protomedicus dieses Namens bedeuten. Bey der Angabe der *Landkarten* sind die neuesten nicht angeführt, z. B. die *Porkhsche*, welche viel bequemer ist als die *Müllersche*; die *Seefeldische* und andere, welche sehr wichtig sind. Denn der jetzige Prager Astronom *Aloys David*, aus dem gelehrten Prämonstratenser *Stille Töpel*, hat in Verbindung mit Hrn. Prof. *Bruno Handgreddinger* aus eben diesem Stifte, und mit andern böhmischen Gelehrten, die wichtigsten Punkte und Höhen Böhmens durch eine Reihe denkwürdiger Messungen astronomisch bestimmt, und dadurch eine mathematische Richtigkeit der neuesten Karten von Böhmen möglich gemacht, deren sich wenig andere Specialkarten zu erfreuen haben. Die Karte, welche der Verf. beygefügt hat, zeichnet sich nicht sonderlich aus. Sie enthält Böhmen, Mähren und den österreichischen Antheil von Schlesien in einem sehr kleinen Maßstabe, und faßt daher nicht einmahl alle Städte Böhmens in sich. So haben wir z. B. *Chisch* im *Ellbogner*, *Hussinetz* im *Prachiner*, *Rudolphsstadt* im *Budweiser Kreise* vergebens gesucht. Auch der merkwürdige *Schwemmkanal*, worauf böhmisches Holz in die Donau geflößt wird, ist nicht angegeben. Bey der Lesung des Werkes sind uns folgende Bemerkungen erinnerlich geworden, die sich größtentheils auf *eigene Beobachtung* gründen, daher sie der Verf. keiner hämischen Tadelsucht zuschreiben wird. — Nicht die *Mies*, wie S. 10 gesagt wird, wohl aber die *Beraun*, welche die *Mies* aufnimmt, ergießt sich in die *Moldau* bey *Königsal*. Selbst die kleinern Flüsse Böhmens verdienen (S. 10) wegen der Wichtigkeit der auf denselben bestehenden *Holzschwemmen* eine ausführliche Darstellung, insbesondere die *Maltsch*, welche die südlichen Wälder der holzreichen Herrschaft *Gratzen* bey *Budweis* mit der *Moldau* verbindet; dann die *Wolinka* und *Wottawa*, welche die großen *Winterberger* und *Stubenbacher Waldungen* des Fürsten von *Schwarzenberg* für Böhmens Holzmarkt eigentlich zugänglich machen. Der von dem Verf. angeführte *Töpel* hat diese Wichtig-

keit nicht. Einige goldführende Wässer hätten hier ebenfalls einen Platz verdient. — Die stärkste Bevölkerung Böhmens, deren zu erwähnen, der Verf. (S. 18) vergessen hat, findet man auf dem *Braunauer* Gebieth im Königgrätzer Kreis, wo man auf einer Fläche von zwey Quadratmeilen gegen 16000 Einwohner zählt. Wäre ganz Böhmen in eben diesem Verhältniß bevölkert, so würde die Volkszahl Böhmens über 7 Millionen Menschen betragen. S. 20 unter den Nahrungsmitteln hätten die *Erdäpfel* bemerkt werden sollen, von welchen sich der größte Theil der böhmischen Gebirgsbewohner fast einzig ernährt. Eine Kuh und ein Erdäpfelfeld ernährt meistens eine ganze Familie.

Bey den *Städten* (S. 22) ist zu bemerken, daß *Eger* keine eigentliche Festung mehr ist; denn die wichtigsten Werke sind gesprengt. *Chrudim* ist Kreis- und *Leibgedingstadt*. *Schlan* ist die Kreisstadt des Rakonitzer Kreises. — In Ansehung des *Obstbaues* (S. 30) verdient die Herrschaft *Liebicitz* im Prachiner Kreise eine besondere Erwähnung, theils wegen der vielen ausgesetzten Obstbaumalleen, theils wegen der seltenen Obstarten, die man hier akklimatisirt findet. S. 31. In Ansehung des *Hopfenbaues* verdient nach dem *Satzer* und *Bunzlauer* Kreis, auch der *Leutmeritzer* und *Ellbogner* genannt zu werden; denn in den Elbe- und Egerthälern gedeihen überall üppige Hopfenpflanzungen. S. 32 muß *Frauenberg* statt *Frauenburg* gelesen und bemerkt werden, daß der dortige Garten sich nicht besonders auszeichnet. — Die *Schafzucht*, wovon der Verf. (S. 33) spricht, mag wohl an *Quantität* abgenommen haben, aber an *Qualität* hat sie ohne Zweifel gewonnen, denn die Zucht hat sich überall veredelt. Böhmische Wolle wird nicht nur auf den *inländischen* Märkten, sondern auch auf den *ausländischen* Messen vor vieler anderer gesucht. Von den *Bleichen* (S. 43) verdienen einige der wichtigsten namentlich angeführt zu werden, als z. B. die Bleiche zu *Rottenhaus*, *Landsron* u. a. Bey den *Baumwollenmanufacturen* (S. 44) ist statt *Wärnstädte*, *Wernstättel* (im *Leitmeritzer* Kreise) zu lesen, und dabey zu bemerken, daß die *englische Spinnmaschine* daselbst eine der ersten war, welche in Böhmen errichtet wurde. — *Musikalische Instrumente* (49) werden nicht bloß zu *Prag*, sondern auch zu *Graslitz* (*Ellbogner* Kreis) in großer Menge, und zu billigen Preisen verfertigt, daher letztere bey den böhmischen Landmusikanten sehr ausgebreitet sind. — (S. 65) ist statt *Borivoy*, *Borzivoy* zu lesen. S. 79 ist außer dem *Burggrafen* zu *Königgrätz* noch der *Burggraf von Eger* anzuführen, welche Würde gewöhnlich der *Ellbogner* Kreishauptmann begleitet. — Bey den *Lehranstalten* (S. 96) sind mehrere Lücken auszufüllen. Es verdienen noch bemerkt zu werden: die Gymna-

sien zu *Gitschin*, *Neuhaus*, *Klattau*, *Satz*, die philosophisch-theologischen Schulen zu *Budweis*, *Leutmeritz* und *Königgrätz*; die philosophische Schule zu *Pilsan*, von den Prämonstratensern des schon gerühmten Stiftes Töpel sammt dem dasigen Gymnasium mit Professoren besetzt; endlich das *ökonomische Institut* zu *Krummau* (*Budweiser* Kreis), von dem Fürsten *Joseph von Schwarzenberg* zur Bildung geschickter Beamten errichtet, und mit einer Bibliothek, einem physikalischen Apparat, einer Modellensammlung der vorzüglichsten Landbaumaschinen, einem botanischen Garten, und einem Observatorium versehen, auf welchem regelmäßige Witterungsbeobachtungen gemacht werden. Der Unterricht wird von sechs Lehrern in einem *dreyjährigen* Lehr-Cursus *unentgeltlich* ertheilt. Außer zwölf fürstlichen Stifflingen studieren hier jährlich viele *Privatisten*, d. h. nicht gestiftete Zöglinge. Vorzüglich wichtig ist aber das *polytechnische Institut* zu *Prag*, unter der Leitung des Hrn. Ritters von *Gerstner*, welches von den k. böhmischen Ständen mit patriotischem Sinne und edler Liberalität unterhalten wird. Keine Stadt Deutschlands hat eine so vollkommene Anstalt dieser Art aufzuweisen. Böhmens Manufacturen werden durch die Zöglinge dieser Schule unendlich gewinnen, wenn nur erst der *Continentalfriede* befestiget, und die Sicherheit des Handels wieder hergestellt ist. — S. 21 steht *Städtchen* statt *Städtchen*. Gerne hätte Rec. der wichtigen und interessanten Bemerkungen mehrere gelesen, dergleichen S. 29 über den Zustand des *böhmischen Ackerbaues*, und 107 über die *militärische Stellung Böhmens* vorkommen. In solchen mit ächt politischem Geiste entworfenen Reflexionen spricht sich der practische Werth des statistischen Studiums am kräftigsten aus. Zuletzt wollen wir noch zum Lobe des Verfs. bemerken, daß er dem Königreiche Böhmen Gerechtigkeit widerfahren läßt, indem er es, gleich im Eingange des Werkes, wegen der Vereinigung großer und mannigfaltiger *Naturschätze* mit einer vorzüglichen *Betriebsamkeit* und *Vieltalentigkeit* seiner Einwohner, in dem Ländervereine des österreichischen Kaiserthums auf die *oberste Stufe* setzt. Die natürlichen, zu einer höheren geistigen Cultur so sehr geeigneten Anlagen der Böhmen, sagt der Verf. (S. 1), haben den Wissenschaften und Künsten in allen ihren Zweigen die vortrefflichsten Dienste geleistet, und einige derselben, wie die *Mathematik*, *Philologie* und *Tonkunst*, scheinen hier in ihrer Heimath zu seyn. Gewiß ist es, daß die Böhmen sich durch eine höhere Tendenz zur Cultur vortheilhaft auszeichnen.

E. Th. H.

Rechtsgelehrtheit.

I. Practische Beobachtungen über das vorgeschriebene Verfahren bey Abhandlungen der Verlassenschaften, neuerlich herausgegeben, und aus den seit der ersten Auflage nachgefolgten Gesetzen, und auch aus dem neuen allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuch, vermehrt, von *Anton Edlen von Födiansperg*, k. k. Appellationsrath. Klagenfurt bey *Johann Leon*, 1812. 120 S. in 8.

II. Theoretische und practische Anleitung zur Erlangung dinglicher Rechte und Führung der Grundbücher. Von ebendemselben. Vermehrte und verbesserte Auflage. Klagenfurt, bey *Edlen von Kleinmayer* und *Kümel*, 1808. 115 S. und II S. Anhang, gr. 8.

Im Jahre 1791, als Nr. I. zuerst erschien, war außer *Voglhubs* Werk über die Verlassenschaftsabhandlung (Wien 1789) noch keine Anleitung zu diesem so wichtigen und schwierigen Geschäfte vorhanden. Der, wenn auch ziemlich unvollständige, Leitfaden des Verf. mußte daher den practischen Juristen Österreichs um so mehr willkommen seyn, da die wenigsten sich in die durch *Josephs* Reformen veränderte Gestalt des Justizwesens schnell zu finden im Stande waren.

Seit jener Epoche haben wir aber mehrere, in jedem Betrachte vorzüglichere, Schriften über das Abhandlungsgeschäft erhalten, worin alle neueren Verordnungen, in einigen (z. B. in der neuen Auflage von *Fügers* adelichem Richteramte) auch die Abänderungen welche das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch bewirkte, eingeschaltet worden. Dieses Letztere bezieht sich seiner Bestimmung nach auf den Gang des Verfahrens ganz und gar nicht; auch in den theoretischen Grundsätzen, die bey Erörterung des Verfahrens in Abhandlungssachen zur Sprache kommen, sind die Abweichungen desselben von den Ansichten des römischen und des älteren österreichischen Rechtes nur sehr unbedeutend. Diese Schrift des Verf. hat also auch durch die Zusätze der neuen Auflage keinen neuen Werth erhalten können; und zwar um so weniger, da gerade jene Partie, die am meisten durch neuere Verordnungen modificirt worden, nämlich die Lehre von den Abhandlungsgebühren, in diesem Werkchen theils gar nicht (Erbsteuer-, Abfahrts-geld), theils aber nur oberflächlich, (Mortuar-Gebühren zu frommen Bestimmungen) ausgeführt ist. Wie wenig genau der Verf. die Grenzen der amtlichen Einschreitung in Abhandlungssachen anzeige, beweiset unter andern der 49. §. S. 91 u. f., wo dem Richter die Abforderung, Prüfung

und Berichtigung eines Pflichttheilsausweises unbedingt (also auch bey grofsjährigen Notherben) zur Pflicht gemacht ist. — Die Erbsteuer bestimmt (in Nieder-Osterreich) nicht, wie S. 99 angegeben wird, die Landesstelle, sondern die Erbsteuerhof-Commission. — Dafs ein Theil-Libell von der Ober-Vormundschaft, also, wenn mehrere Miterben minderjährig sind, von allen verschiedenen Obervormundschaften ratificirt werden müsse, versteht sich nicht von selbst, wie der Verf. S. 111 meint; diese Behauptung unterliegt vielmehr einem sehr gegründeten Zweifel. — Die Einantwortung geschieht nicht, wie S. 113 vermuthen läßt, durch die Sperr-Commissäre, sondern durch die Einantwortungsverordnung. Diese ist die einzig gültige Legitimation des Erben in Ansehung seiner Rechte, sie soll also sowohl seine Person, als die übertragene Verlassenschaft genau bezeichnen. Das am angef. Orte vorkommende Formular derselben läßt sich nur in Beziehung auf die veraltete Form des Abhandlungsbescheides S. 98 einigermassen entschuldigen. — Wir glauben, dafs uns die Leser nach diesen aufs Gerathewohl ausgehobenen Proben eine vollständige Aufzählung aller in diesem Werkchen vorkommenden Unrichtigkeiten gern erlassen werden. Jeder nur flüchtige Blick wird sie von der Mangelhaftigkeit desselben, so wie auch davon überzeugen, dafs der Text von sprachwidrigen Fügungen und undeutschen Ausdrücken, die Formulare von unnützen Weitläufigkeiten, und das Ganze von Druck- und Schreibfehlern wimmle. — Weit besser stylisirt in Text und Formularien ist

Nr. II. Wir beschränken uns hier, da das Werkchen schon bekannt ist, nur auf eine Anzeige der Veränderungen dieser zweyten Auflage, und auf eine fragmentarische Angabe einiger uns aufgefallener Unrichtigkeiten. — Schon die Jahrzahl auf dem Titelblatte zeigt, dafs diese zweyte Auflage vor Erscheinung des neuen allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches verfaßt worden. Der Verf. konnte daher die sehr wesentlichen Veränderungen nicht anführen, die dasselbe in der Theorie und Praxis der abgehandelten Materien veranlaßt hat. Um nun seinem Werke auch jetzt Brauchbarkeit für die Ausübung zu verschaffen, liefs er die darauf sich beziehenden §§ des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches zum Theil wörtlich, zum Theil auszugsweise, als Anhang beydrucken. Dieser Anhang ist aber nichts weniger als vollständig. So mangelt der für die Theorie der Erlangung dinglicher Rechte so wichtige 367. und 456. §. gänzlich. Der Grundsätze des Gesetzbuches über die Erwerbung von Dienstbarkeiten geschieht nur S. 10 im Vorbeygehen Erwähnung. Das §. 43 vorkommende Formular hätte in Rücksicht der dabey angefügten Certiorirung einer Hinweisung auf

§. 1349 bedurft, die gleichfalls übersehen worden, a s. w. Im *Texte* selbst hat der Verf. vorzüglich die Lehren: von Absonderung einzelner Theile landtällicher Realitäten §. 10 S. 14 u. f. nach den neueren Landtafel-Patenten und andern Verordnungen; von der Vormerkung (Pränotirung) §. 44 S. 74 und §. 50 S. 83 u. ff. nach dem Hof Decrete vom 14. Hornung 1804, und von Löschung einverleibter Rechte §. 59 S. 98 etwas genauer entwickelt; dann §. 11 S. 16. §. 32 S. 60 und §. 69 S. 105 auf die abweichende Übung in Innerösterreich nach den dortigen Grundbuchs-Patenten und Gewohnheiten aufmerksam gemacht. Warum der Verf. §. 69 S. 107 den in der ersten Auflage ebendasselbst S. 95 vorkommenden völlig richtigen Zusatz weggelassen, ist uns unbegreiflich. Die übrigen §. 9 S. 9, §. 16 S. 23, §. 43 S. 70, u. a. a. O. ersichtlichen Zusätze bestehen meist in neuen Citaten von Verordnungen. Verbesserte Formulare kommen §. 27 S. 42 und §. 72 S. 110 u. ff. vor. — Nebst einer Menge unrichtiger Ausdrücke (z. B. §. 5, wo zur Erwerbung einer herrnlosen Sache Ergreifung und Zueignung erfordert, §. 10 S. 13, wo Gült und Besitz verwechselt wird) enthält das Büchlein auch mit Rücksicht auf den Zeitpunkt, in dem es erschienen, wesentliche Irrthümer. So wurde auch nach unserer ältern Gesetzgebung das *Eigenthum* einer ererbten, oder einer einzelnen vermachten Sache nicht durch den bloßen Anfall des Erbrechts erworben, wie §. 6 behauptet wird. Die §. 9 S. 8 vorkommende Unterscheidung der Übertragung des *Eigenthums* in Ansehung des vorigen Besitzers und in Ansehung eines Dritten halten wir für ungegründet. Hypothekar-Urkunden gehören nicht ins Schulden- sondern ins Instrumenten-Buch (§. 10 S. 12). — Dafs es einer eigenen Intabulirung der fortlaufenden Interessen einer intabulirten Post bedürfe, um auch in Ansehung derselben ein Pfandrecht zu erlangen, ist ganz unrichtig (§. 54 S. 90). — Eben so irrig sind die §§. 57, 68 u. a. a. O. vorkommenden Ansichten des Verfs. von der Aufforderung vorgemerkter Gläubiger zur Darthung ihres Rechtes, wenigstens in so fern es sich um Dienstbarkeiten handelt. Durch die Einverleibung seines Titels wird der Dienstbarkeitsinhaber zum rechtmäßigen Besitzer. Er kann also zur Darthung seines Rechtes nicht aufgefordert werden. — Quittungen und Erklärungen der Gläubiger sollen bey Löschung einverleibter Posten nicht (wie §. 58 angibt) aufbehalten, sondern dem Schuldner als notwendige Behelfe zu seiner Legitimation mit der Certificirung zurückgestellt werden. — Rec. kann diese Bemerkungen nicht schliessen, ohne sein bereits bey mehreren Gelegenheiten geäußertes *«Ceterum censeo»* beyzufügen, dafs die juridischen Schriftsteller Österreichs, denen es großen Theils ge-

wiss weder an der Fähigkeit, noch an der Lust fehlt, etwas systematisch Gutes zu leisten, endlich einmahl die bereits über die Gebühr breit getretene Bahn eines geistlosen Nebeneinanderstellens von Verordnungen und Formularien verlassen, und mehr auf die uns noch ziemlich mangelnde Theorie des vaterländischen Civil-Rechtes hinarbeiten möchten, wozu ihnen unsere systematische Gesetzgebung so schön vorgearbeitet hat.

Hs.

Polnische Literatur.

Wirgilego Marona Eneida czyli wiersz bohaterzki ku czci Enejasza z Troi przekładania Jacka Przybylskiego. Virgils Aeneide oder Helden-gedicht zu Ehren des Aeneas von Troja, übersetzt von Hiacynthus Przybylski. Krakau 1811 in Matecki Groeb's Buchhandlung. I. Th. 309 S. II. Th. 442 S. in gr. 8.

Die alte, ziemlich getreue, aber oft etwas unbeholfene Übersetzung der Aeneide von *Andreas Kochanowski* 1599, und die neue in französischer Manier recht artige, aber nicht selten ungetreue Übersetzung des *Dmochowski* und *Jakubowski* 1803, soll gegenwärtige, einstens in der zweyten Ausgabe zu vervollkommnende Übersetzung des gelehrten Verfs. übertreffen. Unverkennbar sind darin tiefe Kenntniss der Grundsprache, Gelehrsamkeit und Fleifs. Allein, ob den Hexametern des Virgil die Alexandrinischen Disticha so ganz entsprechen, mag die Nachwelt entscheiden. Bisher gab es im Polnischen keine Hexameter; denn da die Sprache wenige Dactylen hat, so ist es allerdings schwer, darin in Hexametern zu dichten. Indefs hat doch *Nowaczynski* die Möglichkeit 1784 in seinem Werke *o prozody* gezeigt, und es wäre wohl der Mühe werth, wenn man Versuche in reimlosen und in gereimten Versen darin machte, und nicht die Dichtkunst auf den 13 sylbigen, gereimten Alexandriner beschränkte. *Franz Karpinski* hat manchen Versuch in lyrischen Versarten gemacht, welcher sehr glücklich gelungen ist, und auch Beyfall erhalten hat. Doch die Versart ist blofs die Hülle oder das Gewand. Das Innere, der Kern entscheidet, obgleich auch die Hülle nicht gleichgültig ist. Manche Stellen hat der Verf. wirklich recht glücklich, treu und treffend übersetzt. Unstreitig gibt Rec. ihm den Vorzug Aeneid. I. 33 — 40 vor *Dmochowski*, welcher die Aeneide bis zum 9. Buche übersetzt hat, so auch wohl Aeneid. X. 1 — 5 vor *Jakubowski*, welche *Dmochowski's* Übersetzung fortgesetzt. Allein, nicht selten scheinen es auch diese Vorgänger besser getroffen zu haben als der Hr. Verf., und diese Übersetzung des *Virgil* dürfte dem

Schicksal anderer poetischen Übersetzungen des Verfs. nicht entgehen, welchen das Publicum nicht nur wegen mancherley widrigen Härten, sondern auch wegen vielen Willkürlichkeiten in der Sprache den Beyfall versagt hat. Die Verdienste des Verfs. um die polnische Literatur sind sehr groß. Er hat mehrere gute Schriften über Antiquitäten herausgegeben, und auch die polnische Sprache durch manchen sehr glücklichen Einfall in der Wortbildung bereichert: aber allen neugebildeten Wörtern des Verfs. konnte niemand beypflichten, und mit Recht hätte der gelehrte Verf. jetzt behutsamer und vorsichtiger seyn sollen, da er seit 1786 an dieser Übersetzung, wenn auch nur in müßigen Stunden gearbeitet. Die Zeit ist hierüber die beste Lehrerin, und deshalb kann Rec. nicht begreifen, wie der Verf. gleich in der Vorrede sehr willkürliche Sprachänderungen machen konnte z. B. das unlogische und unetymologische *doskonałebny* für das gewöhnliche und richtige *doskonałny*; *nieprzewyżebność* die Unübertrefflichkeit. Die lateinischen Sylben *ilis, ilias*, Deutsch *lich, lichkeit* sollen also auch übersetzt werden? Die gute, polnische Nation, welche schon nach *Dantiscus* Aussage so viel durch Übersetzungen unpolnischer Gedanken leidet, soll nun auch Sylbenübersetzungen haben. *Junkerroth* wollte einst im neuen Testamente 1739 alle *Accentos* des Griechischen übersetzen: Nun sollen die lateinischen und deutschen *Sylben* übersetzt werden!!! Doch der Pole liebt seine Sprache zu sehr, hat auch noch nicht ein so für das Natürliche entwöhntes Ohr, das ihn dieß nicht empören sollte. Die Sylbe *ebny* findet im Polnischen nur in den Wörtern statt, die *adjectiva verbalia* sind, und in der Wurzelein *b* haben, oder annehmen, z. B. *wielebny* von *wielbić*; *chwalebny*, von *chwalba* von *chwalić*; *potrzebny* von *trzeba*, *potrzebować*; demnach ist *możebny*, *doskonałebny* u. s. w. gar nicht statthaft. So wie in der Vorrede, so hat aber auch der Verf. im Texte willkürliche Wortbildungen gemacht, z. B. *spoiwo* S. 9 statt *spoienie*, *compages* Aeneid. I. 122, oder in der Sprache der Schifflahrt *burty*, Aeneid. II. 4—5 *Trojanas ut opes — Eruerint Danaei*, ist durch *iak Danaycy przez ogien zkorzenili Troię*, sehr sonderbar übersetzt; *zkorzenie*, *eruere* wird niemand so verstehen können; *skorzenie* bepfeffern, kann gelten, allein das paßt nicht, und *wykorzenie* *eradicare* würde der Vers nicht leiden. Diese paar Proben mögen genügen zum Beleg des Gesagten. *Torus* Aeneid. II. 1 möchte Rec. auch nicht für eine plumpe Bank *tawa* gelten lassen, um so mehr, da der elegante Römer *Virgil* nicht mehr der naive *Homer* war. Allein auch an Härten der Verse fehlt es nicht, welche *Dmochowski* und *Jakubowski* besser vermieden haben, z. B. *bolu - Eolu*, *spoiwo - szkołiwe* u. dergl. Aber gern wollen wir darüber, als

über Kleinigkeiten, wegsehen, nach dem Verlangen des Verfs. *ubi plura nitent*, u. s. w. Nur unmöglich ist es unbemerkt zu lassen: das *Danaycy*, *Lyczycey*, der Sohn des *Oileus Oleyczye*, des Jupiter *Jowiszowicz*, die *Saturnia*, *Juno Saturnia*, als *Saturnianka* u. dergl. wohl schwerlich dem gebildeten polnischen Ohr gefallen dürften! Rec. zweifelt nicht, das die kumäische Sybille *Deiphobe* des *Glaukus* Tochter im Fall der Noth in einem familiären Gespräche polnisch *Deifoba Glaukowa* heißen könnte. Aber in einer eleganten Übersetzung des feinsten Dichters des alten und ehrwürdigen Roms möchte er diesen Ausdruck nicht brauchen; so wenig als *Deiphobe* die *Glaukische*, die *Glaukerin* im Deutschen. Das einst ein polnischer Edelmann auf—*nka* es übel nahm, als man seiner Gemahlin Nahmen in einem gerichtlichen Actus auf—*nkowna* endigen wollte, würde auch noch nebenbey den Recn. befallen, und da müßte denn die gute kumäische Sybille *Deiphobe* als Göttertochter oder Fräulein, oder gar Fürstin, wohl *Glawszczanka* heißen. Allein auch diese Polonisirung ihres Nahmens dürfte doch im Ernste nicht behagen. Selbst die lieblichen polnischen *Diminutiva*, in — *isia*, — *osia* würden wohl für eine Epopöe kaum passen, z. B. *Junosia*; wie sollte da *Saturnianka*, *Glaukowa* u. dergl. duldbar seyn. Eher würde man wohl noch die Kirchen statt *Tempel*, den *Gottesacker* statt die *Begräbnisstätte* leiden können, gegen welche unantike Ausdrücke der Verf. sich mit Recht in der Vorrede erklärt. Das aber der Verf. nicht immer seinen Grundsätzen getreu geblieben, siehet man z. B. Aeneid X. 6. *Coelicolae magni, wielkie niebian stany*, große Stände der Himmelsbewohner. — Ref. fällt hierbey die ganze deutsche oder polnische Reichsstandschaft ein, und daher findet er *Jakubowski's* *wielcy Niebianie* viel richtiger, simpler und passender. Auch des Verses und Reimes wegen schleicht sich mancher unnöthige und ungetreue Gedanken ein, z. B. *Dla czegoż sie pierwszego nietrzymacie zdania Iwasaiacie z sobą bez pomiarkowania? bez pomiarkowania* statt *animis iniquis*, welches ganz etwas anderes heißt, *Aeneid. I. 309—10. ubi primum lux alma data est: aź sie dzień rozpościele* damit sich dieser schiefe Tropus auf *mysli wiele* reime. Wie paßt aber die Idee des *Sich lagern, sich als Lagerstätte ausbreiten* von dem holden wohlthätigen Tageslichte? *postoi — zbroi* I. 318 *Wenerze — szecerze* 330 und so mehrere Beyspiele. Das müßige *szecerze* ist nur wegen des Reimes da. Der Reim verleitet sogar auch den gelehrten Verf. zu Mißverständnissen. I. c. 354—355 *securus amorum Germanae etc.* soll bedeuten: *Brat miłoscią ku Siostrze pakaiac niegodnie, długo przed nią ukrywat meloboyżca zbrodnią*. Das ist ganz etwas neues, das *Pygmalion* in die *Dido* sich unerlaubter Weise verliebt hätte,

wenigstens wardieſs *Virgil's* Meinung nicht. Aber Hr. P. überſetzt auch *amantem* durch *Kochanke*, die Geliebte (im Paſſiv), wie untren und unrichtig zugleich! Man vergleiche hiermit *Ovid. Heroid. VII. 126. 128.* So wird auch *Sichäus von der ſtilten Seite* (z *cichey strony*) ermordet. Was mag das heißen? Wo gibt es eine laute Seite? Er zeigt auch ſeiner Gemahlinn im Traume nicht die durchbohrte Bruſt *trajectaque pectora*, ſondern den zerſtochenen Schoofs, Bauch oder Unterleib, *skłote łono*. Sehr unedel und platt ſpricht auch *Jupiter* des Reimes wegen: *co za bojażń do stronnych uczynkównarowi? quis metus aut hos, aut hos arma sequi, ferrumque lacessere suasit? Suadere* iſt doch etwas ganz anders, als das unedle *narowić*, welches nun von Pferden gebräuchlicher iſt, als von Menſchen, und hier ſogar gegen Götter gebraucht wird! Kaum würde *Homers Jupiter* im höchſten Zorne ſo ſprechen, *Virgil's Jupiter* dachte gewiß nicht alſo. Die gelehrten Anmerkungen des Hrn. Verfs. verdienen allen Dank. Der Druck des Werks iſt beſſer, als andere in Polen herauskommende Schriften, nur die Vorrede iſt mit einer erbärmlichen Curſivſchrift ſehr ſchmutzig gedruckt. Ein paar gute Kupferſtiche und das Bildniß des gelehrten Verfs. zieren das Werk, und machen der unternehmenden *Groebeliſchen* Buchhandlung in Krakau Ehre. *Kraśickis Woyna Chocimská* iſt doch ungeachtet aller Mängel mehr werth als alle Überſetzungen *Virgil's* und *Homers* in polniſcher Sprache. Möchte doch der Genius der Dichter der Nation ſich mehr auf Originale als auf Überſetzungen legen. Dieſs dürfte der polniſchen vaterländiſchen Literatur einen weit ſichrern und beſſern Gewinn geben. Das ewige Überſetzen ſchadet, ſelbſt in nicht gemeinen Händen, immer der National-Literatur. Nur die Römer waren *Nachahmer*, — wie *Nachahmer* nicht ſind. Zu *Epopöen* wagt Rec. folgende *Sujets* vorzuſchlagen: *Elisabeth Fürſtin von Oſtrog*, und Fürſt *Demeter Sanguszko*; *Hedwig Gaysellos* Gemahlin, die Begründerin von Polens Größe. *Zolkiewskis* Tod. *Joh. Caſimirs V* Abdankung. *Leszek V* und *Goworek*, der Kampf der Freundschaft. *Boleſlaus Chrobry* der Tapfere. Die Erlöſchung der *Jagiellonen*, ein Unglück nicht bloß für Polen, ſondern vielleicht für ganz Europa. *Barbara Radziwill*, Gemahlinn *Sigmund's II.* *August's* Treue und Liebe auf dem Throne, wie in der Hütte des *Landmannes*. Doch genug von dieſen Vorſchlägen. Rec. wollte nur einen kleinen Blick auf die polniſche Geſchichte werfen, die beſſere *Sujets* dem polniſchen Dichter liefern könnte, als der ziemlich fremde *Aeneas* und der noch fremdere *Achilles*, als die unpolniſchen poloniſirten Götterweſen *Saturnianka*, *Jowiszanka*, *Jowiszowicz*, *Saturnowicz* u. ſ. w.

Geſchichte.

Grundriß der Universal-Geſchichte, von *Martin Johann Wikosch*, Doctor der Philoſophie und Professor der Universal- und Öſterreichiſchen Staatengeſchichte, der Diplomatik und Heraldik an der hohen Schule in Wien. Alte Geſchichte. I. Band, I. Abtheilung. Wien gedruckt bey *Mathias Andreas Schmidt*, Uni-verſitäts-Buchdrucker. 1812. 568 S. in 8.

»Jedem Geſchichtslehrer, ſagt der Hr. Verf. in der Vorrede, liegt ob, Luſt und Liebe für die Geſchichte, die Lehrerin des Lebens, beſonders des öffentlichen, bey ſeinen Zuhörern zu erwecken und zu unterhalten; ihre Wißbegierde und ihren Forſchungsgeiſt vom Geringfügigen und Eitela abzuziehen, auf wichtige und würdige Gegenſtände des Lebens zu leiten, und ihren Blick und Sinn für die Anſchauung der moralischen Erſcheinungen und für das Practiſche rein zu erhalten und zu ſchärfen. Dieſe Pflicht und der Wunsch, das läſtige Nachſchreiben meinen Zuhörern zu erſparen, haben mich zur Herausgabe dieſes Handbuches beſtimmt.«

Der Hr. Verf. iſt alſo gegen das Schreiben der akademiſchen Schüler. Auf eine vieljährige Erfahrung geſtützt, erklären wir daſſelbe, ſo bald es nur nicht in das mechanische und höchſt ſchädliche Dictiren ausartet, als eine der weſentlichſten Bedingungen für den guten Fortgang der Schüler. Selbſt der gebildete Mann iſt auch bey dem beſten Willen ſelten im Stande, durch eine ganze Stunde ſeine Aufmerkſamkeit ſo zu feſſeln, daß er ſtreng dem Faden des Redners folgen kann; nur durch eine anhaltende Übung erwarben ſich Parlamentsredner und Richter dieſe Eigenschaft; um wie viel härter muß ſelbe daher einem Jünglinge von lebhafter Einbildungskraft fallen!

Das Schreiben dagegen feſſelt die Aufmerkſamkeit, der Schreibende kleidet die Ideen des Verfs. in ſeine eigene ihm verſtändliche Sprache; er übet ſeinen Styl und zugleich ſeinen Schärfsinn; er wird zum fleißigen Beſuchen der Vorleſungen gezwungen, und das erſte Wiederleſen und Ausbeſſern der Schriften dienet zur nützlichen Wiederholung. In den Hörsälen der trefflichſten Profeſſoren auf ausländiſchen Uni-verſitäten wird daher geſchrieben, jedoch durch ein Handbuch, das dem Profeſſor zum Leitfaden dienet, den Schülern erleichtert. Nicht leicht bietet etwas einen ſo großen Contrast dar, als die Schüler von zwey Hörsälen, in deren einem geſchrieben, in dem andern aber nicht geſchrieben wird. Wenn ſich in dem einen auf den Geſichtszügen der Schüler nur Gleichgültigkeit, Schläfrigkeit oder

Abwesenheit des Geistes deutlich aussprechen; so zeichnen in dem andern hohe Aufmerksamkeit, Anstrengung des Geistes und Gemüthsbewegungen die Schüler aus, und ihr Fortgang ist auch diesem regen Eifer ganz angemessen. Dieß im Vorbeygehen.

Unstreitig unterscheidet sich der gegenwärtige Grundriß von gewöhnlichen Compendien. Es liegt demselben eine höhere Ansicht zum Grunde, die den Verf. bey der Auswahl und Stellung der Materialien leitete, und ihm ein Recht gibt, zu hoffen, in manchen unverdorbenen Gemüthern das Gefühl für das Wahre, Gute und Große zu beleben und die Überzeugung zu bewirken, daß edle patriotische Gesinnungen und heldenmüthige Entschlüsse den ächten Nationalreichtum und die wahre Nationalwürde ausmachen. Dieser schöne Zweck mag daher es auch entschuldigen, wenn auf fruchtbare Kürze und Gedrängtheit zu wenig Rücksicht genommen; wenn das Ganze für ein Compendium zu weitläufig angelegt seyn sollte. Da wir übrigens den Auftrag, den der Verf. erhalten, nicht im Einzelnen kennen, so sind wir auch nicht im Stande zu bestimmen, ob man ein Handbuch voll Geist und Kraft, oder eine Art von Lesebuch von ihm zu schreiben verlangt habe, um — das lästige Schreiben zu vermeiden!

Der Verf. nennt *Gatterer*, *Schlözer*, *Heeren* u. s. w. seine Führer, und sich dankbar ihren Schüler. Wirklich thut man sehr wohl daran, diese Gelehrten zu Führern zu wählen, wenn man sich nicht lieber, vorausgesetzt, daß dem Verf. dazu auch die Zeit gegönnt wird, einen Leitfaden unmittelbar aus den Quellen selbst entwerfen will. Diese Letztern sollten indess doch immer als höheres Criterium zu Rathe gezogen werden. Leicht folgt man sonst seinen Führern zu weit; verwechselt Thatsachen mit bloßen Ansichten und Vermuthungen, oder schreibt ihnen wohlgar wirkliche Versehen arglos nach. Hr. Prof. *Wikosch* vermied diese Klippe nicht ganz.

Sogleich die Geschichte von Alt-Babylon S. 221 bis 224 ist mehr ein Gemälde der Phantasie, als eine historische Darstellung. Da erscheint *Belus* als der erste Beherrscher des Landes. Unter ihm macht die Cultur schon mächtige Fortschritte. Die Bewohner treten aus dem Stande der Hirten in den der Ackerbauer über. An den beyden Ufern des stolzen Euphrat erhebt sich eine kleine Stadt, welche man den *Hof des Herrn* — *Babel* — nannte. Der Ackerbau blüht immer schöner auf; man lernt mit der Zeit die Gewalt des Wassers immer besser zu beherrschen, und das überflüssige zur Bewässerung der Felder mittelst sinnreicher Maschinen zu verwenden. Lange genossen die betriebsamen Babylonier in froher Ruhe die Früchte ihres stillen ausdauernden Fleißes. Ihr Unglück war die Nachbarschaft Arabiens, eines großen Step-

penlandes. Ungelähr 2000 Jahre vor Christi fiel der *Cuschit Nimrod*, *Cham's* Enkel an der Spitze einer Hirtenhorde aus dem wüsten Arabien in diese glücklichen Gegenden ein, und unterjochte zuerst die feindlichen und wehrlosen Ackerleute Babyloniens, und dann die Hirten Mesopotamiens. *Das ist das erste Beyspiel von Eroberungen nomadischer Völker in cultivirten Ländern*, u. s. w.

Eine Hypothese, und scheine sie auch noch so glücklich, ist doch keine geschichtliche Thatsache, und sollte wenigstens durch den Ton des Vortrags als solche angedeutet werden. Denn nicht Wahrscheinlichkeit, sondern Wahrheit ist der Fels, auf welchem die Geschichte ruht. Die wenigen und zum Theile dunkeln Worte, welche in den biblischen Urkunden von der Urgeschichte Babylon's vorkommen, rechtfertigen des Hrn. Verfs. Darstellung nicht, die er zum Theil dem Professor *Eichhorn*, der die hebräischen und griechischen Nachrichten über Babylon in Einklang zu bringen sucht, nachgeschrieben hat. Bey *Moses* ist *Nimrod der erste Bel*. Er ist kein gewalthätiger Tyrann und Eroberer: er erwirbt sich vielmehr durch Wohlthaten das Recht, über andere zu herrschen. Nicht ihm zum Hohne, sondern zum Preise hieß es: *Ein Jäger, gewaltig wie Nimrod vor den Augen Jehova's.* Die hohe Cultur Babyloniens gehört wohl in angleich spätere Zeiten.

Die Geschichte Ägyptens, dessen Flächeninhalt über 6000(?) Quadratmeilen angegeben wird, beginnt S. 333 auf eine ähnliche Art mit Hypothesen, welche im Tone von Thatsachen vorgetragen werden; auch hier scheint *Eichhorn*, nebst ihm *Kreutzer*, die vorzüglichsten Leiter gewesen zu seyn. Priester, Missionäre oder Colonien der Priestercaste von Meroe wanderten da aus Äthiopien in Oberägypten ein. Diese, aus einem, mit den Künsten einer höhern Cultur mehr bekannten Stamme, ließen sich unter den rohen Horden nieder, lehrten sie den Ackerbau, und vereinigten sie durch Erbauung eines Tempels, und Einführung eines gemeinschaftlichen Cultus zu einem politischen Gemeinwesen. So ward im obern Nilthale der erste Grund zur Entstehung kleiner Staaten gelegt, an deren Spitze Priester standen. — Bey dem eingeführten Ackerbau blühten diese ersten Niederlassungen bald auf, und die Volkszahl nahm zu. Neue Priester-Colonien gingen daher aus, auf den freyen Plätzen ähnliche Ansiedlungen zu stiften. — Allein arabische Hirtenstämme drangen durch die pelusischen Sümpfe durch, und schlugen ihre Weideplätze in den trockenen Jahreszeiten sowohl im Delta, als auch in einem großen Theil von Mittelägypten auf. Zwey Colonien von verschiedener Abstammung und Nahrungsart haben sich in den zwey entgegengesetzten Puncten des Landes festgesetzt: Ackerbauer im Süden, und

Hirten im Norden. — Mehrere Jahrhunderte hindurch kämpften diese beyden Stämme mit einander auf Leben und Tod. In diesen Kriegen ward *Osiris* von dem Hirtenkönige *Baby*, griechisch *Typhon*, erschlagen, u. s. w.

Selbst dann, wenn der Hr. Verf. schon auf rein historischem Gebiete wandelt, gleitet er hier und dort mit seinen Führern aus. Im Jahre 1812 sollte man die alte Behauptung S. 348 nicht mehr nachschreiben, daß die Pyramiden genau nach den vier Weltgegenden gestellt seyen. Die französischen Gelehrten fanden es nicht so: die Abweichung von den wahren Weltgegenden beträgt 19', 58". »Auch ist die Pyramide des *Chnops* nicht 500, sondern 448 Schuh und 2 Zoll hoch.«

S. 320 waren die Ägyptischen Krieger, die *Hermobier* und *Kalasinirina* zwey Beduinenhorden, welchen man wahrscheinlich erst nach Vertreibung der *Hyksos* die Bewahrung der Gränzen anvertraute. Die tapfern Krieger, mit welchen *Tethmosis* die furchtbaren *Hyksos* überwunden, und aus Ägypten vertrieben hatte, wären also abgedankt, und das Wohl des Staates *Beduinen* anvertraut worden, welche der Hr. Verf. selbst S. 338 die gefährlichsten Feinde Ägyptens nennt. Freylich lassen sich Beduinen gegen Beduinen waffen, da noch heut zu Tage so oft Stämme gegen Stämme stehen. Allein, daß man zwey Beduinenhorden, wenigstens 400000 Mann stark, an die Stelle väterländischer Truppen, und zwar zu einer Zeit, da diese sich um den Staat so sehr verdient gemacht hatten, angenommen und zur zweyten Caste des Reichs erhoben habe, ist eine Hypothese, welche gegen den Charakter der Ägypter und ihrer Priester und den der Beduinen selbst verstößt. Was sollte dann mit den alten, getreuen Kriegern des Landes geschehn seyn? »Hat man sie vielleicht mit den Beduinen in eine Caste vereint? Allein da würde der Fall, welcher sich in der Folge unter *Psammetich* ereignete, schon unter *Tethmosis* eingetreten seyn. Der alte Soldatenstand würde sich empört, und Ägypten verlassen haben.

S. 357 siegt *Psammetich* über die verbundenen Fürsten zu *Memphis*, und S. 362 *Amasis* über den *Apries* eben daselbst. Beyde Schlachten fielen nicht bey *Memphis*, sondern in Unterägypten bey *Momemphis* vor. Auch konnte *Amasis* *Raupaktis* nicht zum Stappelplatz für Griechische Waaren erklären; weil es eine Stadt dieses Namens in Ägypten nicht gibt, wohl aber *Naukratis*.

In der Geschichte der Griechen wird S. 414 die Auswanderung der *Pelager* aus Arkadien nach Unteritalien unter *Oenotrus* und *Peuketius* aus dem Grunde verworfen, weil die *Pelager* damals keine Seefahrer waren. Ist es denn so unwahrscheinlich, daß sie Söhne des Meeres waren? Doch hierüber keine Rüge. Aber warum

vergiftet Hr. Prof. *W.* bald darauf seine eigne Behauptung und den Grund davon, und schreibt S. 536 unbedenklich nieder: »Die erste Pelasgische Einwanderung geschah um d. J. 1643 v. Chr. unter den beyden Brüdern *Peuketius* und *Oenotrus*, die eine Colonie aus Arkadien nach Unteritalien geführt haben.« u. s. w.

S. 413 werden *Theseus* und *Aeskulapius* und überhaupt die Väter aller der Helden, welche in der Folge in den Eben von Troja gekämpft haben, unter die Argonauten gesetzt. Zwar erscheint *Theseus* bey dem unkritischen *Hyginus*, *Statius* und *Apollodor* als Argonaut. Allein sein eigener Biograph *Plutarch* kennt ihn als solchen nicht. Der Sänger der Argonautik, welcher *Orpheus* Namen trägt, und *Valerius Flaccus*, führen ihn ebenfalls nicht unter ihren Helden auf; und *Apollonius Rhodius* schließt ihn und seinen Freund *Pirithous* ausdrücklich aus der Reihe derselben aus. *Theseus*, der Ritter, ohne den in seinen Tagen nichts Großes geschah, möchte indess doch immer unter den Argonauten glänzen: aber wie kommt *Aeskulapius* zu dieser Ehre; wie kommen die Väter aller Helden, welche vor Troja kämpften, dazu? War denn der Vater *Agamemnon's* und *Menelaus*; waren die Väter *Elephenor's*, *Sthenelus*, *Euryalus* u. s. w. auch Argonauten. *Argo* hätte, um alle die Helden an Bord zu nehmen, nicht ein Schiff, sondern ein kleines Geschwader seyn müssen.

Ein Werk, das für die Schulwelt bestimmt ist, sollte von Druckfehlern rein seyn. Schüler können leicht irre geführt werden, gerade die unrichtige Schreibart für die richtige halten. *Jason's* Vater, *Aeson* sollte S. 429 nicht *Anson*; *Aeetes*, der König von *Kolchis* S. 430 nicht *Anetus*; *Aeschylus* S. 432 nicht *Aeschyllus* u. s. w. heißen. Auch nannten die Griechen den Philosophen *Hasdrubal* nicht *Citomachus*, wie S. 387, sondern *Klitomachus*; und die Athenienser ihre drey Häfen nicht *Piræus*, *Phalerus* und *Munnychius*, wie S. 400 und 401, wohl aber, *Piræus*, *Phaleron* und *Munychia*. Und wie soll nun erst die Stelle S. 404 gelesen werden: u. s. w. Als einzelne größere Inseln im Mittelmeere zeichnen sich aus: *Creta*, 35 Meilen lang, 5—10 breit, mit den Städten *Salamis*, *Paphos*, *Citium*? *Salamis*, *Paphos* und *Citium* waren Städte von *Cypern*, aber von *Creta* nicht.

Doch genug: sonst dürfte Tadeldelsucht scheinen, was nur ein Beweis von Aufmerksamkeit und Achtung für den Verf. und sein Werk seyn sollte, das wir, wenn die folgenden Bände dem ersten entsprechen, dennoch unter allen geschichtlichen Werken, die bis jetzt noch in den österreichischen Staaten zum Gebrauch der akademischen Jugend erschienen sind, für das beste und gelungenste erklären, da *Mumelter's* Werk als unvollendet, nicht in Anschlag gebracht werden kann.

Allgemeine Literaturzeitung.

Nro. 70. Dienstag, den 31. August 1813.

Schöne Wissenschaften.

Die Musen. Eine norddeutsche Zeitschrift. Herausgegeben von *Friedrich Baron de la Motte Fouqué* und *Wilhelm Neumann*. Berlin, in der *Salfeld'schen* Buchhandlung. Jahrgang 1812. Vier Vierteljahr-Hefte. Heft 1. 206 S.; Heft 2. 199 S.; Heft 3. 214 S.; Heft 4. (?)

Diese, mit vielem Vertrauen angekündigte Zeitschrift, hat wohl dasjenige erfüllt, was man von einer guten und tüchtigen Zeitschrift erwarten darf, obgleich sie von dem Verleger so sparsam und kümmerlich ausgestattet war, als sie es nur immer seyn konnte. Zu allen Heften ist das schlechteste Lumpenpapier genommen, welches man nur hat finden können, und man trifft dabey noch innerhalb ein und desselben Hefes Abwechslungen von allen Farben, hell und dunkelgrau, schmutzig und hellgelb, dabey auch kurze und lange Bogen, wie sie gerade einem Krämer in die Hände fallen möchten, um seine Tüten daraus zu drehen. Was aber so ein beständiger Schandleck für den Verleger ist, gereicht dem Herausgeber im Gegentheil zur Ehre, da wohl nicht leicht so gute Sache auf so unsauberen Material erschienen, mit einem Umschlage, wie die Büchlein gedruckt in diesem Jahre. Betrachten wir diesen Jahrgang genauer.

Heft 1. *Zueignung*. Unbedeutend. Der Verf. hätte durch seine Übersetzung der Erzählungen des *Cervantes* wohl etwas Besseres erwarten lassen. — *Ueber den Mythos der Sündfluth*, von *Philipp Buttmann*. Eine treffliche, gedankenreiche Vorlesung eines bekannten und verehrten Verfs., vorgelesen in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Tiefe Griffe in die Mythologie der alten Völker, die das entfernt scheinende kunstreich und gelehrt mit einander verknüpfen. — *Ueber den Einfluß der den Juden in Spanien im Mittelalter bewilligten Vorrechte auf die Staats-Achtes Heft.*

verfassung und das öffentliche Wohl. Aus dem Dänischen des *Etats-Raths Moldenhauer*. Ein lesenswerther Aufsatz. — *Ueber den Lebens-Magnetismus.* Von *Wolfart*. Hr. *W.* ist einer der größten Verfechter und Verbreiter des Magnetismus in der neuesten Zeit, einer neu entdeckten Kraft der Natur, für welche auch wir die tiefste Bewunderung hegen. Mit bloßer Declamation und gewöhnlichem Floskelwesen ist es aber, wie hier, nicht gethan, es gehört dazu eine Tiefe der Ansicht und Untersuchung, die wir in diesem und ähnlichen Aufsätzen des *Hrn. W.*; diesen Gegenstand betreffend, vermissen. — *Zauber und Liebe.* Eine nordische Sage. Von *Fouqué*. Rec. weiß nicht genau anzugeben, ob dem freundlichen und vielen so lieben Dichter eine wirkliche nordische Sage geboten ward, welche diese Geschichte enthielt, die er mit der ganzen Kraft seiner Erzählungsgabe, schaurig und lieblich wechselnd, uns neu vortrug. So viel ist indessen gewiß, daß es ein diesem sehr ähnliches altes Märchen von *Carl dem Großen* gibt. — *Das warnende Gespenst*, von *Varnhagen*. Schauerlich und nicht ohne Kunst erzählt. — *Eine alt italicische Geschichte* von *Fouqué* nach dem *Straparola* (denn der hat sie erzählt, ein *Leander* und *Hero*, (nur das Mädchen ist hier die Heldin und Schirmerin), schon an andern Orte, gerade auch in dieser Zeit, erwähnt, aber wohl geeignet, öfter gelesen und gehört zu werden. — *Herkules Torelli*, von *Neumann*; wohl erzählt und gefällig. — *Belohnter Fürstenmuth*, eine geschichtliche Begebenheit, erzählt von *Fouqué*. Eine für jedes Zeitalter denkwürdige Begebenheit. — *Vetter Raméau*, von *Varnhagen*, lezenswerth. — *Hälsen*, eine Anekdote von *Varnhagen*, den Freunden des verstorbenen Edlen gewiß ergötzlich und auch andern, die ihm weniger befreundet. — *Umriss und Bruchstücke* von *J. G. S.* — Unter mehreren Gedichten bemerkten wir eben nichts vorzügliches. *Fouqué's* Wort über *Friedrich Schlegel's* gesammelte Gedichte ist eben so herzlich, als feurig und wahr.

Heft 2. *Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten*, von Fichte. Nur die erste Vorlesung ward uns gegeben, die denn doch wohl zu allein, ohne Halt, ohne Folgesätze dasteht. Was man sonst zu erwarten hat, dafür bürgt der Name des Verfs. — *Ueber Mysticismus und Schwärmerey*, von Adolf Wagener. Wohl ist es gewiß, daß in den letztern Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts unsere großen Geister — das wollen wir nicht sagen — aber die Schreyer und mancher gute Geist so aufgeklärt war, daß, um eines Wortspiels sich zu bedienen, man sie wahrhaft abgeklärt nennen möchte, indem jedes Leichte, Flüchtige der Phantasie und eines göttlichen Funkens verflüchtigt war, und nichts als eine träge, todte, zerstörende Asche blieb. Indem gegen den Aberglauben angekämpft ward, wurde auch der Glaube vernichtet, und wir fanden uns auf einer öden Sandscholle, ohne Liebe, Hoffnung, Religion, Sinn für die Wunder der Natur, denn Wunder durfte es nirgends geben. Hiermit schüttelten wir auch alle Bande ab, die Menschen mit Menschen und mit Gott verknüpfen, und es blieb ein so ausgebrannter Krater, auf dem jetzt nur mit Mühe die Pflanze eines milden Glaubens, einer Erkenntnis der Wunder Gottes und der Naturwunder keimt, wächst und zum Himmel empor rankt. Wir haben Gott, Vaterland und uns selbst in jener unglückseligen Zeit verloren, und mühsam suchen die Besseren jene himmlischen Spuren wieder, aber sie stehen hoch vor uns, und durch viele Prüfungen werden wir noch schreiten müssen, ehe die gebesserte Nachkommenschaft die Stelle wieder erreicht, die wir frevelnd mit den Füßen von uns stießen. — *Erinnerung an Ph. Jacob Spener*, von Franz Horn. Schließt sich wohl an die durch den vorigen Aufsatz erregten Betrachtungen an. Das Ziel des Ganzen enthüllt der Eingang, den wir hier hersetzen: »Wir fühlen uns oftmahls versucht, die vielleicht zu laute Gegenwart zu verlassen, und zurückzutreten in eine befreundetere Vergangenheit, deren stille Tugend unsern Blick beruhigend auf sich zieht. So begegnete uns neulich wieder, als wir in dem so mannigfaltig anziehenden siebzehnten Jahrhundert weilten, das Bild Spener's, des Gottesgelehrten, das oft schon tröstend vor uns schwebte und uns allen, wohl mit Recht, sehr theuer seyn dürfte. Wenige und ganz anspruchlose Worte über ihn, mögen die Liebe bezeichnen, mit der wir sein Andenken bewahren.« — *Stimmen des Christenthums. Darstellung der christlichen Religion als Glaube*, von Schniebes. Wir heben einige beherzigenswerthe Stellen aus. »Mit ihrem (der Religion) Verschwinden gehen Wissenschaft und Kunst, Glück und Segen, Feinde und Freunde, alle Tugend und

Herrlichkeit des Menschen und der Erde zu Grunde.« — Wenn nun aber die Menschen die alte Muttersprache von himmlischen Dingen verlernt haben und nicht mehr verstehen, so können sie sich auch (wie z. B. in unsern Tagen in der Wissenschaft und Gelehrsamkeit) über irdische Dinge nicht mehr verständigen; wenn wir keinen Himmel mehr haben und glauben, so ist auch die Erde kein sicherer Grund mehr für uns; wenn wir nicht mehr ein Gotteswort besitzen und ihm trauen, hat auch das Wort des Menschen und seine Treue jenen unsichtbaren Bürgen und Dollmetscher verloren, der es unserm Glauben und unserer Treue verbürgt, und unserm Geiste erklärt und ausdeutet; wenn wir nicht zunächst mehr Bürger des unsichtbaren innern Himmelsreiches sind, dann stehen auch die äußeren Reiche, die sichtbaren Throne der Erde nicht fest; und ehrt man den unsichtbaren König und seine Gesandten nicht mehr, so gehorcht man auch den menschlichen Herrschern nicht mehr, u. s. w.« — Die Menschheit erscheint am schauerhaftesten, aller Ausartung preisgegeben, in den Zeitpunkten, wo, irgendwie, das Irdische vergöttert wurde, z. B. in der römischen Geschichte bey der Vergötterung der Imperatoren; ein wahrhaft teuflischer Spott auf Gott und Götter.« — *Gemälde der Herrn Boisserée und Bertram in Heidelberg*, von Helmina von Chezy, gebornen von Klenke. Zwey Deutsche, als Schriftstellerinnen rühmlich bekannte Frauen, die eben genannte und Frau von Hellwig, geborne von Imhoff, machten uns zuerst mit dieser schönen Sammlung genauer bekannt. Es scheint nicht unzweckmäßig, hier eine kurze Angabe der beschriebenen Gemälde zu liefern. 1) Zwey Flügelthüren; (das Hauptgemälde, eine Kreuzigung, blieb in Kölln.) Auf der einen St. Philipp, St. Matthäus und St. Jacobus der Jüngere. Die zweyte stellt auch Heilige dar. 2) Die heilige Catharina mit Johannes und Matthäus. 3) Eine Madonna mit dem Kinde. 4) Die heilige Veronika mit dem Schweifstuche. 5) Zwey Flügelthüren von van Eyk. Die eine die Verkündigung, die andere die Anbetung der heiligen drey Könige. 6) Die Vorstellung im Tempel von van Eyk. 7) Zwey Flügelthüren von Albrecht Dürer, Joachim und Joseph auf der einen, auf der andern Simeon und der heilige Lazarus. 8) Von einem Köllnischen Mahler mit der Jahrzahl 1466, ein Denkmahl: Der Schenker am Fuß des Kreuzes, Maria, Johannes, St. Hippolyt, St. Ursula mit ihren Jungfrauen, 9) Von einem Niederländer, zur Zeit Dürer's, eine Flucht nach Aegypten. 10) Von einem Deutschen (angeblich Grunwald) die heilige Anna, Maria und das Kind. 11) Von einem Köllnischen unbekanntem Meister, der Er-

löser am Kreuze zwischen den zwey Schächern. 12) Von einem Niederländer, neuerer, eine Kreuzigung. 13) Zwey Flügel von einem Köllnischen Meister auf Goldgrund, auf dem einen *St. Anton* und auf dem andern *St. Jacob*. 14) Von einem Niederländer, gleichzeitig mit *A. Dürer*, ein heiliger *Mauritius*. 15) Auf Goldgrund, von einem Niederländer, nach *A. Dürer's* Zeit, eine schmerzhaftige Mutter in Lebensgröfse. 16) Von *Lucas von Leiden* ein Gemähde mit Flügeln. Hauptstück: Der heilige *Bartholomäus*, ihm zur Seite *St. Agnes* und *St. Cäcilia*. Auf dem rechten Flügel, *St. Jacob* der Ältere und die heilige *Christine*. Auf dem linken Flügel, *St. Johannes* der Evangelist, neben ihm *St. Margaretha*. 17) Von einem ungenannten Meister, wahrscheinlich einem Niederländer, ein Bildniß in Lebensgröfse. 18) *Loth* mit seinen Töchtern, von *Lucas Kranach*. 19) Ein Bildniß, als *Herodias*, von *Lucas Kranach*. 20) Eine *Madonna* von *Francesco Francia Bolognese*. Von diesem Bilde haben wir vor einiger Zeit eine Abbildung erhalten, die vor dem Taschenbuche der Sagen und Legenden von *Fouqué* und Frau von *Hellwig* steht. Soll man von dieser Beschreibung einen Schluss auf die treue Darstellung der Frau von *Chezy* machen, so fällt dieser nicht zu ihrem Vortheile aus. Sie sagt: die *Madonna* hält das Kind in den Armen, sein Händchen ruht in ihrer Hand, recht mütterlich. Die Füßchen spielen kindisch, wie man es auch bey *Raphael* oft so süß wieder findet. Das Kind erhebt segnend die Rechte, in der Linken hält es eine Kirsche. Betrachtet man die dazwischen das Bild. *Maria* steht hinter einem mit Arabesken geschmückten Geländer, das Kind sitzt darauf auf einem Kissen, leise an Brust und Schulter der Mutter gelehnt, die es sanft mit der rechten Hand in den Weichen hält. Das rechte Füßchen ist aufgestemmt, das linke ausgestreckt, und ruht in der Hand der Mutter, die rechte Hand segnend erhoben, in der linken hält es zwey Früchte. 21) Zwey schmale Flügel, die heilige *Agnes* und *St. Johannes*. 22) *Christus* am Kreuze, mit zwey Seitenflügeln, *St. Lambert* und die heilige *Agnes*. 23) Ein Vater mit zwey Söhnen. 24) Der Tod der *Maria*, mit zwey Seitenflügeln. Da, so viel uns bekannt, noch kein öffentliches Verzeichniß dieser, für altddeutsche Kunst so wichtigen, Gemäldesammlung vorhanden ist, so wird dieser Auszug wohl manchem nicht unangenehm erscheinen. Die Beschreibung der Verfasserin ist genügend und gefällig, und hoffentlich in den übrigen Stücken treuer, als in dem einen angegebnen. — *Die Verlegenheiten des Gefälligen*. Eine Erzählung von *K. v. Pich*. Scheint nur freundschaftlichen Verhältnissen eine Stelle zu verdanken, da sie sehr unbedeutend ist. —

Wegtämsquida oder das Lied von *Wegtame*. (Aus der ältern *Edda* in der Versweise der Urschrift), von *Fr. Mäjer*. Ein schönes Gedicht, man will aber bemerkt haben, daß der Verf. seine Übersetzung bereits hier zum dritten Mahle hat abdrucken lassen. — *Siegfrieds Schwert* und das traurige Turnei. Zwey Gedichte von *Volker*, unter welchem Nahmen man *Fouqué* nicht verkennt. — Der Hymne auf das Abendmahl, von *Schniebes*, glauben wir keinen ungerechten Vorwurf zu machen; wenn wir dichterischen Geist in ihr zu vermissen glauben. — *Die todte Hand*, von *J. G. S.*, ist eine schaurige Romanze. Über die angehängten Recensionen kein Wort, welches eine Beurtheilung über eine Beurtheilung geben würde; die von der Frau *Regina Froberg* verfaßten Bücher kennt *Rec.* nicht, aber die Beurtheilung ladet auch nicht dazu ein, sie kennen zu lernen.

Heft 3. *Cadmus*, oder allgemeine *Alphabetologie*, von *Dr. Du Bois*. Erscheint uns denn doch etwas zu strenge wissenschaftlich für diese Zeitschrift. — *Stimmen des Christenthums*. Darstellung der christlichen Religion als Glaube, von *Schniebes*; Beschlufs. — *Ueber das Altfranzösische Epos*, von *D. Ludwig Uhland*. Wir halten diesen Aufsatz für den wichtigsten dieses ganzen Heftes, ja vielleicht für den bemerkenswerthesten in der ganzen Zeitschrift, da er uns Nachrichten von einem Theile der Literatur gibt, der bey uns noch beynahe gänzlich unbekannt ist; oder wenigstens ward uns eine so mangelhafte Kenntniß, daß wir nicht im Stande waren, eine nur einigermaßen durchgreifende Vergleichung mit der Altddeutschen Literatur anzustellen. Hierzu ist der Aufsatz des Hrn. *Uhland*, der vielen schon als Dichter sehr werth ist, eine angenehme Vorarbeit. Der Verf. sagt im Eingange: »daß in der alten Nordfranzösischen Sprache ein Cyklus wahrhaft epischer Gedichte sich gebildet habe; dieß auszuführen und zu belegen, ist der Gegenstand des folgenden Versuches. Ohne mich über den Begriff des Epos, welcher dabey zum Grunde gelegt ist, mit Mehrerem zu verbreiten, bemerke ich so viel, daß ich zu zeigen suchen werde, wie jene Gedichte durch Darstellung einer mächtigen Heldenzeit, durch Bildung eines umfassenden Kreises vaterländischer Kunden, durch Objectivität und ruhige Entfaltung, so wie durch angemessene Haltung des Styls und Beständigkeit der Versweise, endlich durch Bestimmung für den Gesang, sich als ein Analogon der *Homer'schen* Gesänge und des *Nibelungen-Kreises* bewähren.« Untersuchungen der vielen Handschriften Altfranzösischer Dichtungen in Paris leiteten den Verf.; die Gedichte, welche er besonders hervorhebt

und von denen wir noch wenig, bey nahe gar nichts wissen, sind die, welche sich um *Carl* den Großen und seine Genossenschaft, als ihren Mittelpunkt bewegen. »Den Zusammenhang der einzelnen Dichtungen aber bilden folgende Momente: der alterthümliche Heldengeist, nicht so riesenhaft, wie in unsern deutschen Heldenliedern (hier, glauben wir, irrt sich der Verf., beyde mögen, wie einige Proben, die dem Rec. anderweitig bekannt geworden, beweisen, wohl von gleicher Ausdehnung seyn, und im Wunderbaren der Heldenstärke sich nichts nachgeben,) »zuweilen schon der Galanterie zugeneigt und mit gebildeterem Ritterthum versetzt, aber voll heroischer Freudigkeit, religiöser Nimbus die durchgehende Charakteristik der bedeutendsten Helden: *Carls* ruhige, zuweilen starre, mehr leitende als selbstthätige Gröfse (dies ist der Stempel der den höchsten Helden gemeinhin aufgelegt wird, *Siegfrieds* Thaten in den Nibelungen werden vorausgesetzt als bekannt, *Artus* durchweg so, nicht minder *Etzels*.) »des Herzogs *Naimens* von Bayern bedächtiges Alter und weiser Rath, der *Achillische* *Botand* und seine innige Waffenbrüderschaft mit *Olivier*; *Ganelons* Falschheit und Tücke; endlich der Helden gemeinsamer Untergang (wie die Helden der Nibelungen an *Etzels* Hofe und *Artus* in der Schlacht gegen *Mordret*) »und das Hindeuten darauf in den meisten Gedichten, welche noch die früheren Abenteuer darstellen; in Hinsicht auf das Äußere aber, die Gleichförmigkeit des Styls und bestimmte epische Versarten.«

Die S. 67 angeführte *Les conquestes du grand Charlemagne etc.* 1505 sind die Urschrift aus welcher der *Fierabras* übersetzt wurde, den *Büsching* und *Hagen* in ihrem Buch der Liebe erneuerten. Rec. der vor kurzem Gelegenheit gehabt hat, die Urschrift mit der Übersetzung zu vergleichen, hat gefunden, daß die Übersetzung sich treu an die Urschrift anschließt, doch enthält sie das erste und dritte, sehr kurze, Buch nicht, von welchem das erste die Geschichte früherer fränkischer Könige enthält, das dritte eine Beschreibung der Schlacht bey *Roncesvalles*. Die Abtheilung der Capitel ist im Französischen und Deutschen verschieden. Wir nehmen hierbey die Gelegenheit wahr, ein unbekanntes Wort zu erklären, welches auch *A. W. Schlegel* in seiner Rec. des Buches der Liebe in den Heidelberger Jahrbüchern nicht erklären konnte, das Wort *Reillinge*; es ist Übersetzung des Französischen *palefroy*. Was der Verf. von dem Französischen Werke sagt: daß es von einem wahrhaft epischen Geist helebt werde, und zu einem vollkommenen Ganzen abgerundet sey, bewährt wohl auf jegliche Weise die deutsche Übersetzung ebenfalls.

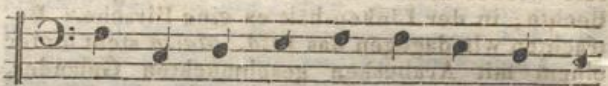
Die Beweise welche der Verf. anführt, daß jene Romane gesungen wurden, sind überführend, und das Ganze ist gewiß keinem Zweifel unterworfen; noch jetzt wird ja in Italien das befreyte Jerusalem gesungen. Eben so gewiß ist die Einfachheit des Gesanges, den wir aus *Aucassin* und *Nicolette*, einer Altfranzösischen prosaischen Erzählung, untermischt mit Versen, die gesungen wurden, kennen, die in dem *Fabliaux et Contes des poet. franc. des 11—15 siècles*, p. *Barbazan*, nouv. édit. p. *Méon* (Paris 1808 4 Vol.) T. I. p. 380 steht, und deren der Verf. auch erwähnt. Der Verf. führt die Melodie nicht an, die wir hier Tonkünstlern vorlegen. Die Noten des ersten Verses sind immer diese



Die Singweise des zweyten ist immer:



Nun folget eine beliebige Anzahl von Versen, bey denen immer noch diese Singweise wiederholt wird, und für den letzten Vers ist dann wieder eine eigene:



Wichtige Unterschiede zwischen den Heldengedichten, Erzählungen und *Fabliaux* mag man in der Abhandlung selbst suchen und nachlesen. Der Verf. bestreitet, und gewiß mit Recht, das zu große Ansehen, welches *Turpin* bekommen hat, als wenn sein Werk die Grundlage aller der Dichtungen von *Carl* dem Großen wäre. Diese fallen gewiß viel früher, und selbst *Turpin* schöpft aus ihnen. Über das Verhältniß des deutschen und französischen Heldengedichtes gibt der Verf. wichtige Winke, die freylich noch einer Bestätigung bedürfen. — Wir sind auf die Beilage, welche Proben aus altfranzösischen Gedichten enthalten soll, und in dem nächsten Hefte zu liefern versprochen wird, begierig. — *Der Brautring*, eine Novelle von *Apel*, mit der diesem Erzähler eigenen Kunstfertigkeit anmüthig erzählt. — *Ein Wort über das bürgerliche Lustspiel*, von *K. von Puch*. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß das blinde Verwerfen und Absprechen über das bürgerliche Lustspiel zu weit getriebener Eifer der

jenigen Personen meistens ist, die das Wort des Lehrers, der es mit Fug und Recht gegen Unberufene aussprach, nachlallen, ohne sich weder links noch rechts umzusehen. Überhaupt aber muß wohl eine große Veränderung in unserer Ansicht vom Theater vorgehen; sowohl in Hinsicht der zu dichtenden Werke, als der darzustellenden, ehe nicht alle diese Worte in den Wind gesprochen sind. So lange Dichter, Zuschauer, Darsteller, Leser und die Vorsteher der Theater wechselseitig eifrig bemüht sind, sich und einander die Köpfe recht absichtlich zu verwirren: ist eine jede solche Erinnerung in den Wind gesprochen. — Ueber die Aufführung der Schauspiele des *Calderon de la Barca auf dem Theater zu Bamberg*. Hängt mit unserer eben geäußerten Ansicht zusammen. Mit Recht wird das Weimarer Theater gerühmt, daß es sich schon seit geraumer Zeit recht ernstlich angelegen seyn läßt, unser Theater aus der tiefen Erniedrigung, in die es versunken, zu erheben, und schon oft die Möglichkeit und Wirkung irgend einer scheinbar ganz außer der Sphäre unseres Theaters liegenden Production, den in Sinn und Geist beengten Directoren größerer Bühnen practisch bewiesen hat. Dies Theater gab bekanntlich zuerst den standhaften Prinzen mit Beyfall. Welche Bühnen sind ihm aber gefolgt? Nur die kleine zu Bamberg, die andern sind ganz halsstarrig und in Schlechtigkeit versunken, welcher Vorwurf wohl unter den großen Bühnen besonders die zu Berlin trifft, auf welche auch wohl die eben angeführte Stelle geht. Über die Aufführung der Andacht zum Kreuze, dieses Meisterwerks des *Calderon*, führen wir folgende merkwürdige Stelle an: »Alte Bürger mit ihren Frauen, die es sonst für sündlich geachtet hätten, das Theater zu besuchen, entschlossen sich hinzugehen, und mehrere Bänke des Parterres waren oft mit Geistlichen besetzt.« — »Die Andacht zum Kreuze errege eine wahre Andacht, und dies möchte zur Zeit wohl eine seltene Erscheinung im Theater seyn.« — »Die Bahn ist nun einmahl gebrochen, und es wäre ein verstocktes Beharren bey dem gewöhnlichen Schlendrian, wenn mehrere Bühnen sich nicht entschließen sollten, den in Bamberg mit glücklichem Erfolg gemachten Versuch zu wiederholen.« — *Das Lied vom Thrym oder die Wiedererlangung des Hammers*, aus der ältern *Edda* in der Versweise des Originals übersetzt, von *Fr. Maier*. Ein schöner Gesang der alten *Edda*, dessen Übertragung dem kundigen Übersetzer wohl gelungen. — *Traum*, von *Folker*. Ein liebliches Gedicht; der Dichter versucht das Altddeutsche Wort, *Ferge*, *Fährmann*, wieder zu erwecken. — *Mehr Gedichte* von Frau von *Chezy*. — *Die beyden Hagen*, (an den Her-

ausgeber des Nibelungenliedes) von *Fouqué*. Ein schönes Gedicht, welches, so viel uns bekannt, der Verf. schon im Jahr 1807 dichtete, als *Hagen's* Bearbeitung des Nibelungenliedes erschien.

Das mannigfache Interesse, welches diese Zeitschrift erweckt, hat uns zu einer ausführlicheren Anzeige hingerissen und dennoch sind einige Abtheilungen, die wohl noch eine Nachlese von Anmerkungen verdienten, da das, was wir gesagt haben, nur über die Aufsätze sich erstreckte, die unsern eigenen Studien und Ansichten näher lagen.

Bg.

(Der Beschlufs folgt *)

Ö k o n o m i e.

Allgemeines ökonomisches Lexikon, oder Erklärung der Worte (Wörter) und Belehrung über alle Gegenstände, welche bey einer vollständigen Landwirthschaft im Allgemeinen, nämlich: bey dem Acker-, Garten-, Obst-, Holz-, Wein- und Wiesenbau; bey der Rindvieh-, Pferde-, Schaf-, Schweine-, Geflügel-, Fisch- und Bienenzucht; bey der Jägerey und dem Forstwesen; bey der Bierbrauerey und der Essigsiederey; bey Küchen- und häuslichen Frauenzimmergeschäften; bey der Branntwein-, Kalk-, und Ziegelbrennerey; bey der Anlegung wirthschaftlicher Gebäude; bey der Thierheilkunde, und bey allen landwirthschaftlichen Verrichtungen überhaupt vorkommen. Mit Beschreibung der Kennzeichen, Eigenschaften, Pflege, und des Nutzens aller in der Ökonomie brauchbaren Pflanzen, Thiere, Mineralien, Baumaterialien und anderer verschiednen zu benutzenden Dinge. Für Gutsbesitzer, Ökonomen, Arrendatoren, Kameral- und herrschaftliche Beamte, von *Dr. Johann Carl Lübeck*, erstem Physikus des löblichen Honter Comitats. 2 Bde. mit Kupfern. Pesth, bey *Konrad Adolph Hartleben*, 1812.

*) Das vierte Heft ist uns, bey der jetzigen Sperre im Buchhandel noch nicht zugekommen; wir werden es nächstens anzeigen, sobald wir es erhalten.

Vorliegendes Werk, mit billigen Augen betrachtet, wie der Hr. Verf. desselben in der Vorrede sich ausdrückt, findet Rec. freylich nicht ganz überflüssig: denn es enthält viele schöne Bemerkungen; theilt Erfahrungen und Entdeckungen mit, die andere in verschiedenen Journalen (zerstreut) bekannt gemacht haben; erklärt die gewöhnlichen Provinzial-Ausdrücke der österreichischen Staaten, und macht den Leser mit einigen eigenen Erfahrungen des Verfs. bekannt, und kann daher in den Händen derjenigen, die noch mit keinem andern Wörterbuche über die Landwirthschaft versehen sind, ein sehr brauchbares Buch seyn; denn die Gerechtigkeit müssen wir dem Verf. widerfahren lassen, daß er auch da, wo er aus andern Werken aufgenommen hat, immer mit richtiger Beurteilungskraft das Wahre von dem Falschen, das Nöthige von dem Unnöthigen zu scheiden wußte. Allein nothwendig kann bey alle dem Rec. die Erscheinung dieses Werkes nicht finden. Auch wird der Verf., wenn er eben so billig denkt als Rec., durch die Herausgabe dieses Wörterbuchs sich eben kein großes Verdienst um das litterarische Publicum zuschreiben können, denn aus zehn Wörterbüchern über ökonomische Gegenstände, läßt sich doch wohl das eilfte bilden. Der Verf. scheint dieß selbst gefühlt zu haben, und sagt deshalb in der Vorrede S. VII, um sich gegen diesen Vorwurf zu verwahren: »man wird endlich hier mehrere (sollte heißen viele) Artikel so erklärt finden, wie dieses in den bereits schon erschienenen Werken geschah; denn theils sind einige ältere Erklärungen so gut und passend, daß ein Neuerer nichts besseres darüber sagen kann; theils kann man bey manchem Artikel unmöglich etwas Neues sagen, wie z. B. bey Anzeigung der Mafse und Gewichte.« Wir gehen zu dem Werke selbst über, und werden sein Gutes eben so treu und gewissenhaft anzeigen als seine Fehler. S. 4 bey dem Worte Abkühlen sagt der Verf., »abkühlen nennt man bey der Destillation der Wässer oder Geister, wenn man an die Röhre des Blasenhelms noch eine andere anreicht, und diese quer und schräg durch ein sogenanntes Kühlfals laufen läßt. Diese Erklärung erschöpft den Begriff, den man mit dem Worte abkühlen verbindet, ganz und gar nicht, und will nur so viel sagen: an die Röhre des Blasenhelms eine Kühlröhre anbringen. Abkühlen heißt: die bey der Destillation aufsteigenden und in die Kühlröhre übergehenden heißen Dämpfe durch Entziehung der Wärme mittelst kalten Wassers zu Tropfen verdichten. S. 5. »Abmähen heißt: das Gras, Gerste, Hafer, Wicken, Linsen u. s. w. mit der Sense abhauen. An manchen Orten wird auch das Getreide abgemähet, aber dieß gewöhnlich nur da, wo Mangel an Arbeitsleuten ist.« Ger-

ste, Hafer, Wicken und Linsen gehören also nicht zum Getreide? — Warum sagt denn der Verf. S. 278: Getreide nennt man im weitläufigen Verstande alles, was auf dem Felde in Ähren, Hülsen und Rispen wächst, und begreift darunter Waizen, Korn, Gerste, Hafer, Hirse, Heidekorn, Dinkel, Erbsen, Wicken, Bohnen und Linsen; im engeren Verstande sind aber die Hülsenfrüchte davon ausgenommen? — Und ist denn nur die Noth, der Mangel an Menschenhänden die Triebfeder die bey der Ernte das Getreide, nicht mit der gewöhnlichen Grassense, sondern mit der großen Getreidesense zu hauen, leitet? Anfänglich kann dieß die Triebfeder gewesen seyn, aber jetzt weiß man, daß das Hauen des Getreides vor dem Schneiden mit der Sichel große unlängbare Vorzüge hat; denn erstens wird man in viel kürzerer Zeit mit der Ernte fertig — ein Mann mit der Sense nebst einer Gehülfin, die das abgemähte Getreide, (nur die edleren Sorten, Korn und Waizen, bey Hafer und Gerste ist es nicht nöthig, hinter ihm her ordentlich in Gelege bringt, thut so viel als zehn der fleißigsten Schnitter. — Zweytens wird der Arbeitslohn dadurch um zwey Drittheile verringert, und drittens werden die Stoppeln auf dem Acker viel kürzer, und nicht so viel Körner ausgerüttelt als bey dem Schneiden. Das Hauen des Getreides mit der Sense sollte daher nicht nur an einigen Orten, sondern überall im Gebrauche seyn, da die Klage über Mangel an Menschenhänden fast überall laut und hörbar ist.

S. 10. Ackersystem. Hier hätte nicht bloß auf das System des Reichard, der toll genug, von einem Acker ohne Dünger und Brache 18 Jahre ernten will, und auf das Tullische System, das nie seine Anhänger finden wird, sondern auf das weit bessere System der Wechselwirthschaft, wodurch der Landwirth in den Stand gesetzt wird, mehr Vieh zu halten und mehr Dünger zu erzeugen, und mithin auch reichere Ernten zu thun, hingewiesen werden sollen. S. 64. Biene heißt es: »die Zwitten sammeln unermüdet das (den) Honig aus den Honigbehältern der Blumen, und das Wachs aus dem Saamenstaube derselben.« Dieß war Rec. ganz was Neues. Wahr ist es, daß sie den Honig aus den Honigbehältern der Blumen und Blüten, aus der süßen klebrichten Feuchtigkeit, die Linden und Eichen, selbst einige Getreidearten, bey schwülen Nächten ausdünsten, welche unter der Benennung Honigthau bekannt ist, selbst aus den Excrementen der Blattläuse, sammeln; aber falsch ist es, wenn der Verf. behauptet: daß sie das Wachs aus dem Saamenstaube der Blumen bereiten. Dieser zusammengeknetete Saamenstaub, den sie als rothe, weiße und gelbe Höschen an ihren hintersten Beinen mit nach Hause bringen, ist nur ein Futter-

brey, womit sie die Maden oder Larven, aus denen die jungen Bienen hervorgehn, nachdem sie ihn mit Honig angefeuchtet haben, füttern und versorgen. Das Wachs wird aus dem Honig von ihnen bereitet, sie schwitzen es durch die Ringe an dem Hinterleibe aus, streifen es von sich ab, und bereiten so ihren Bau. Der Verf. kann sich davon leicht überzeugen, wenn er sich die Mühe nehmen will, einen ausgezogenen Schwarm zu betrachten. Jede Biene hat sich von Honig voll gesaugt. Es ist keine darunter mit Höschen, aufer diejenigen, die eben vom Felde zurückkehren, und sich zu der neuen Colonie gesellen. Des Honigs bedürfen sie zu ihrer Wachsbereitung, zu ihrem Anbau, und deshalb sieht man auch in den ersten paar Tagen bey dem neuen Schwarm keine Biene mit Futterbrey von dem Felde zurückkehren. Was S. 66 von der Art, Bienen ablegen zu machen, gesagt wird, ist vollkommen richtig, und hat ganz den Beyfall des Recn. Dafs uns aber der Verf. S. 67, wo er von den Raubbienen sagt: »will der Nachbar seine Raubbienen nicht abschaffen, so setzt man an die Stelle des beraubten Stockes einen leeren, in welchen man etwas Honig thut, in das Flugloch steckt man eine inwendig mit einer Klappe verschene Düte, Skarnitzel, — so, dafs die Raubbienen hinein aber nicht wieder zurück kommen können. Man kann so die Raubbienen nach und nach alle wegfangen und zu den beraubten schlagen, dafs sie zusammen einen guten Stock ausmachen,« weifs machen will, dafs die eingefangenen und zu dem beraubten Stock geschlagenen Raubbienen, bey demselben bleiben, das ist in unsern Tagen doch wohl zu viel gewagt. Nicht Eine bleibt bey dem beraubten Stocke, sondern sie gehen zurück zu ihrer Wohnung, und setzen ihr Räuberhandwerk fort; sind sie mit dem einen Stocke fertig, so fallen sie den andern an. Das beste ist, die auf diese Art eingefangenen Räuber durch Schwefeldampf, den man von oben in den Stock bringt, zu tödten, und keine schwache Stöcke unter seinen Bienen zu dulden. Machen die Räuber einen Versuch einen volkreichen Stock anzufallen, so werden sie mit blutigen Köpfen zurückgewiesen, und die Lust zum Rauben legt sich von selbst. S. 71 sagt der Verf.: »um das Nachschwärmen bey den Bienen zu verhüten, nehme man dem alten Stock ein oder zwey Tafeln Honig, und schaffe die übrigen Weisel und Brut bey Seite.« Hätte uns doch der Verf. gesagt, wie er die übrigen schon ausgelaufenen Weisel, die sich unter der Menge der Bienen befinden, aus dem Bienenstocke ausgelesen und sie bey Seite geschafft habe? — Diefs ist leicht gesagt, aber nicht leicht gethan! — Das einzige Mittel, welches die Probe hält, das Nachschwärmen zu verhüten, ist das: man setze, so bald der alte Stock den ersten

Schwarm ausgestossen hat, denselben auf eine entfernte Stelle, und den Schwarm auf seinen Platz. Alle vom Felde zurückkehrenden, selbst diejenigen Bienen, welche den ersten und zweyten Tag aus dem alten Stocke abfliegen, werden sich zu der neuen Bienen-Colonie sammeln, dadurch wird der alte Stock zwar schwach an Volk, erhöht sich aber durch die nach und nach auslaufende Brut bald wieder — nur die Lust zum Nachschwärmen ist ihm dadurch benommen, und beyde, der alte und junge Stock geben gute Ausländer über den Winter. Was S. 92 von der Brache gesagt wird, ist vollkommene Wahrheit, die nicht zu oft gesagt werden kann; möchte sie endlich Gehör finden! Doch diefs wird noch lange hinaus frommer Wunsch bleiben. Herrschaften und Güterbesitzer mufs zuvor das Wohl ihrer Unterthanen näher am Herzen liegen, als es jetzt liegt, und sie müssen menschenfreundlich die Hand dazu bieten, dafs die Hut und Triftgerechtigkeit in eine dem Wohlstand des Landmanns minder nachtheilige Abgabe verwandelt werde; so lange diefs nicht geschieht, kann auch die Brache nicht abgeschafft werden. Hut und Trift, um welcher willen bis jetzt noch die Brache besteht, sind die Pest der Landwirthschaft. Die Aufhebung derselben würde nicht nur auf den Wohlstand des Landmanns einen grossen Einfluss haben, sondern auch der Triftherr würde sich dabey besser stehen; denn durch die Aufhebung der Trift würde er selbst zur Stallfütterung und überhaupt zu einer rationellern Führung seiner Landwirthschaft veranlafst werden, und auf der einen Seite das wieder gewinnen, was er auf der andern zu verlieren scheint. Ein angenehmes Geschenk macht der Verf. S. 107 allen Landwirthten mit der Beschreibung der von Hrn. von Brettin erfundenen Butterrolle, die auch Fig. V. abgebildet ist. Sie hat grosse Vorzüge vor allen Stämpf-Drehfässern. Die Beschreibung leidet keinen Auszug und mufs selbst nachgelesen werden. S. 156 Düngerstätte. Sie nimmt sich in Kupfer gestochen sehr gut aus, ist aber für den Landwirth nicht anwendbar; denn wenn der Misthaufe nur halb so hoch ist, als der hier gezeichnete, so kann diejenige Person, die den Dünger aus dem Stalle schafft, ihn nicht auf die Düngerstätte bringen, sondern mufs ihn vor derselben liegen lassen. Es sind daher wieder Menschen nöthig die den Dünger in die Höhe bringen und ihn auf dem Düngerhaufen ausbreiten. Bey der Landwirthschaft sind aber Menschenhände nie im Überflufs, meistens ist Mangel daran; was man also durch zwey Hände verrichten kann, das soll man nicht durch sechs bewerkstelligen. S. 184 rathet der Verf. die Kartoffeln aus Saamen zu ziehen, und sagt: dafs man davon im dritten Jahre nicht nur die reichlichste Ernte, sondern auch die be-

sten Kartoffeln erhalte. Wahrscheinlich hat der Verf. darüber nicht eigene Erfahrung, und die Erfahrungen Anderer führen oft hinter das Licht. Rec. möchte das Niemand anrathen; denn er weiß aus eigener Erfahrung, daß aus diesen von Samen erzeugten Kartoffeln im dritten Jahre noch nicht eine so reichliche Ernte hervorging als aus den ordinären und gewöhnlichen Samenkartoffeln; auch erhielt er unzählbare Sorten, wovon die meisten gar nicht zu genießen waren, und nur zu Viehfutter taugten. Alle die Mittel welche der Verf. S. 190 gegen die Erdflöhe angibt: als, den Samen vor dem Aussäen in Baumöhl, oder in Knoblauchwasser einzuweichen, oder die aufgegangenen Pflanzen mit Rufswasser oder mit den Decoct von Tobacksblättern zu besprengen, helfen nichts. Das einzige sichere Mittel gegen dieselbe ist das, was der Verf. S. 399 angibt, das Beet nach dem Aussäen mit Sägespänen zu bestreuen, und es fleißig zu begießen. Nur die Nässe vertreibt diese Gäste, und da die Sägespäne die Nässe länger halten als der Erdboden, so befindet sich das Beet immer im Zustande der Feuchtigkeit, und diese flieht der Erdflöh. S. 333 sagt der Verf.: »wenn man das Heu noch feucht zu Hause bringt, so, daß es auf dem Boden schwitze und seine natürliche Farbe in eine bräunliche verwandle, aber einen angenehmen Geruch und guten Geschmack für das Vieh annehme; dieses sey die vorzüglichste Behandlung des Heues, und besonders bey dem Kleeheu nothwendig, weil dabey nicht so viele Blätter verloren gehen.« Es ist schon übel genug, wenn die schlechte Witterung den Landwirth nöthigt, das Heu in feuchtem Zustande nach Hause zu bringen, wo es freylich schwitzt, und seine natürliche Farbe, aber auch einen großen Theil seiner Kräfte verliert, denn die Hitze, die im feucht aufgepansten Heu entsteht, reißt nicht nur die vorhandene Feuchtigkeit, sondern auch die Kräfte des Heues mit sich fort, welches schon der honigsüße Geruch ankündigt, und man hat von Glück zu sagen, wenn nicht völlige Entzündung entsteht; aber Unsinn wäre es, dieß mit Vorbedacht thun, und dem Futter dadurch einen großen Theil seiner Kräfte rauben zu wollen. Man lege doch einem Stück Vieh von gut auf der Wiese getrocknetem Heu, und von solchem, das durch Entzündung seine Farbe auf dem Boden verloren hat, vor, und sehe dann, welches es am ersten aufzehren wird! Am allerwenigsten läßt sich diese Verfahrensart bey dem Kleeheu anrathen. Dieses muß durch und durch dürr seyn. Um den Verlust der Blätter zu vermeiden, lade man es nur in den späten Abend- oder Frühstunden auf. Noch eine große Unrichtigkeit ist Rec. S. 200 im 2. B. aufgestossen, wo der Verf. äußert: »daß tiefe Säen (eigentlich das Unterackern

der Saatfruchte) sey nie anzurathen; erstens weil das Samenkorn zu viel Kräfte verschwenden müsse, um aus der Erde zu kommen, und zweytens, schadet der Frost im Frühjahr den tiefgesäeten Saaten mehr als andern, indem die Erde durch denselben erhoben, die Wurzeln aus dem ungefrorenen tiefen Boden hervorgezogen würden, und dann, indem sich bey der Wärme die Erde setze, nicht gut bedeckt, folglich dünne würden.« Der erste Grund, daß das Samenkorn zu viel Kräfte verschwenden müsse, um mit dem Keime aus der Erde zu kommen, ist lächerlich. Es mag sie alle anwenden, was liegt denn daran? — So bald das Samenkorn die Wurzelkeime, wodurch sich die Pflanze an die Erde anheftet, und den Graskeim hervorgetrieben hat, und die zur ersten Nahrung der jungen Pflanze bestimmten mehligten Bestandtheile abgegeben hat, so verweset die entleerte Hülse, und hat auf die weitere Vollendung der Pflanze keinen Einfluß. Die Pflanze zieht weiterhin nicht mehr Kräfte aus dem Samenkorn, sondern aus dem Boden, in dem sie sich mit ihren Sauggefäßen angeheftet, und aus der Atmosphäre zu der sie sich erhoben hat; und der andere Grund: daß die tief gesäete Saat leichter vom Frost losgezogen werde, ist durch und durch ungegründet. Im Frühjahr, wo die Sonne am Tage das Erdreich um 1 bis 2 Zoll aufthaut, und die Nacht darauf es wieder friert, wird freylich diejenige Pflanze, deren Wurzeln nicht tiefer als 2 Zoll tief in die Erde gehen, losgezogen aber diejenige, die 2 Zoll tief unter die Erde kam, und erst in der Tiefe von 2 Zoll ihre Wurzeln zu schlagen anfangt, wird der Frost nie losziehen; denn die tiefer liegende Wurzel, wenn sich auch die Erde bey eintretender Wärme setzt, wird immer mit Erde genügend bedeckt seyn, aber nicht die flacher liegende. Aus diesem Grunde wird im nördlichen Deutschland von allen Landwirthen des Unterackern der Wintersaat dem bloßen Untereggen vorgezogen. Ein schönes Geschenk macht der Verf. seinen Lesern S. 382 durch die Mittheilung der Methode, seine Weinberge mit dem Pflug zu bearbeiten, und durch die Abbildung seiner dazu erfundenen Pflüge. Möchte diese Methode, die vor der Behandlung der Weinberge mit der Hand so große Vorzüge hat, allenthalben Nachfolger finden. Was endlich die Kupfer in beyden Banden anlangt, so sind sie gut, mit Genauigkeit gezeichnet, und eine wahre Zierde des Werkes. Wir können endlich überhaupt die Leser dieses Werkes versichern, daß sie ohngeachtet der angezeigten Irrungen, viel Wissenswerthes, Nützlichs und Brauchbares darin finden, und es nicht ohne Befriedigung aus den Händen legen werden.